

# Metallarbeiter-Zeitung

## Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

25 VI. 30  
MOTIQUE

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig.  
Postkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,  
Berlin S. 19 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer  
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Adolfsstraße 16  
Fernsprecher S.-21. 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag  
Eingetragen in die Reichspostzeitungsverwaltung  
Schriftsätze ohne Freiumschlag werden nicht zurückgeschickt

### Märchen um die Lohnkürzung

Es versteht sich und ist oft in diesen Spalten mit dem ge-  
hörigen Nachdruck dargelegt worden, daß die Sache in dem  
Stahlwert Weder kein Einzelfall ist. Sie ist ein Strich aus dem  
allgemeinen Angriff auf den gesunden Verstand der Arbeiter,  
den die „Wirtschaftsführer“ gegenwärtig unternehmen, um  
ihnen einzureden, daß Lohnkürzung für die Arbeiter etwas  
Büßes und Vortreffliches sei. Man sollte meinen, ein derartiger  
Blödsinn sei von vornherein zum Scheitern verurteilt und ver-  
dient gar keine Beachtung. Jeder Arbeiter weiß doch, daß es  
ihm schadet, wenn man seinen Lohn verringert? — Ohne  
Zweifel richtig — aber haben sich nicht im Stahlwert Weder die  
Betriebsräte lastfächlich einfinden lassen? Und wenn man meint,  
was geschah nur in der Angst um die unmittelbare drohende  
Arbeitslosigkeit — wie steht denn mit den christlichen  
Gewerkschaften? Die Vertreter des Christlichen Metallarbeiter-  
Verbandes waren in Willich bereit, in die Lohnkürzung von  
10 vS einzustimmen und dies, wie es die Direktion des Stahl-  
werks verlangte, durch Unterschrift zu bestätigen. Den Vertretern  
des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes und des D.-D. Gewer-  
vereins ist es zu verdanken, daß diese, gelinde gesagt, gewerkschaftliche und wirtschaftliche Unklugheit unvollendet blieb und  
eine unabsehbare Schädigung der Arbeiterschaft wie der Wirt-  
schaft verhütet wurde.

Aber das Verhalten der christlichen Verbandsvertreter in  
Willich entspringt, wie es scheint, einer in ihrem Kreise vor-  
herrschenden Meinung. Darauf läßt eine Rede schließen, die der  
Vertreter des Christlichen Metallarbeiter-Verbandes,  
Karl Schmitz, kürzlich in Köln gehalten hat. Dort sagte er:

„Das Arbeitslosenproblem steht im allerengsten Zusammen-  
hang mit der Lohnpolitik... Es gibt auch Grenzen der Lohn-  
politik. Wenn durch starke Lohnkürzungen die Inlandspreise  
über die Kaufkraft hinaus gesteigert werden oder wenn die Lohn-  
politik zu einer Drosselung der Ausfuhr führt, so trägt das zur  
Verbreiterung der Arbeitslosigkeit bei... Die Erhöhung der land-  
wirtschaftlichen Rente und die in Aussicht genommene Steuer-  
reform brauchen nicht unbedingt zu einer Steigerung der Verbrauchs-  
leistungen zu führen.“

Das ist es ja, was die Unternehmer gerne hören. Aus solcher  
Rede hallen ihre inbrünstigsten Wünsche. Wie Figura zeigt, hat  
sich der gute christliche Kollege von ihnen ordentlich einnebeln  
lassen. Darob wird er von der Bergwerks-Zeitung und deren  
Artgenossen verdächtig warm angegrünzelt: Schmitz sei der  
Beweis, daß endlich auch in den Gewerkschaften „wirtschaftliche  
Einsicht“ eingeleitet sei, könnte man wörtlich oder sinngemäß in  
schwerindustriellen Papieren lesen. Aus dieser belobten „wirt-  
schaftlichen Einsicht“ dürfte schwerlich etwas für die prak-  
tische Lohnpolitik der Unternehmer sprechen, stattdessen heute  
die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter, auch die christlichen,  
so viel wirtschaftlichen Verstand haben, um einzusehen, daß durch  
Lohnkürzung nichts für sie zu bessern ist, und sie haben nicht die  
geringste Lust, vor Freude Wodprünge zu machen, wenn sie  
weniger Lohn kriegen sollen.

Aber was besagt die Beweisführung der Unternehmer, die  
wir jetzt wieder bei jeder Gelegenheit vorgetragen bekommen,  
die sie durch unermüdliche Wiederholung der Öffentlichkeit und  
namentlich den Arbeitern selbst ins Hirn hämmern möchten? —  
Dies: wenn ich Unternehmer weniger Lohn zahle, dann behalte  
ich von meinem Kapital mehr übrig; ich kann also mehr Kapital  
ins Geschäft stecken, kann meinen Betrieb erweitern und brauche  
dann mehr Arbeitskräfte. Um soviel nimmt die Arbeitslosigkeit  
ab — ein alle Arbeiter sich mit Lohnkürzung zufrieden geben,  
gilt das für alle Unternehmer, eine ausgiebige Ver-  
mehrung der Produktion wird eintreten und die Arbeits-  
losigkeit wird völlig aufhören. Ja, neuerdings ist  
ein ganz Schlaues gekommen und hat das sogar zahlenmäßig  
ausgerechnet. Herr Dr.-Ing. Reichsminister a. D. Götzein  
— ein Mann, der nie fehlt, wo es gilt, leichtesten Phrasenschein  
aufzutischen — hat es sich nicht nehmen lassen (im Berliner  
Hörten-Courier vom 6. April), seinen Senf dazu zu geben; durch  
Senkung der Löhne und Preise um 10 vS, meint er, wird es  
gelingen, die deutsche Ausfuhr um 20 vS zu heben. — Aber  
schon dies ist dummes Zeug, wie kein anderer als der Ober-  
meister bürgerlicher Plattheiten, Professor Cassel in Stockholm,  
voriges Jahr bewiesen hat: erstens sinken die Preise noch lange  
nicht, wenn die Löhne sinken, und zweitens ist die Erwartung  
einer deutschen Ausfuhrsteigerung um ein Fünftel = 200 Mil-  
lionen Mark jährlich eine vollendete Kinderei. Als wenn die  
anderen Völker da ruhig zusehen würden!

Doch weiter. Von den 2700 Millionen Mark, die „wir“ auf  
solche Weise mehr einnehmen, könnten bei 1800 A Durch-  
schnittslohn 1 1/2 Millionen Arbeitslose beschäftigt werden. Die  
Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit würde damit verschwinden.  
Dies ist nun schon zum Beinahestreifen. Man muß sich wirklich  
schämen, daß ein Blatt, das ernst genommen sein will, solchen  
Nöhl druckt. Hier hat der gute Dr.-Ing. gar vergessen, daß von  
den 2700 Millionen Mark, wenn sie wirklich einkämen, doch noch  
manches andere bezahlt werden muß als Arbeitslohn: Rohstoffe  
und Maschinen und Grundrente und Zinsen usw. Und so etwas  
ist bei uns Reichsminister gewesen! Also, schließt dieser Ein-  
berate Rechenmeister, die 750 Millionen für Arbeitslosenunter-  
stützung würden gespart, die Verbilligung der Waren um 10 vS  
würde den Verbrauch steigern, die Produktionsstätten würden  
voll beschäftigt und die Arbeiter würden für den gekürzten Geld-  
betrag des Lohnes reichen Erlass finden durch volle Beschäfti-  
gung, verbilligte Warenpreise und geringere Sozialbeiträge.  
Das reine Ei des Kolumbus. Oder vielmehr der blödsinnigste  
Münchhausen, der sich ja am eigenen Popf aus dem Sumpf ge-  
gen hat.

Da fällt zunächst ein Loch im Kardinalpunkt der ganzen Aus-  
führungen auf. Durch Lohnkürzung, so verspricht ihr uns, wird  
die Produktion wachsen und dadurch die Arbeitslosigkeit schwin-  
den. Aber die Produktion wächst ja auch ohne  
die! Die Dinge liegen ja nicht etwa so, daß die Arbeitslosig-  
keit aus abnehmender Produktion entspringe. Im Gegenteil,  
euer eigenes Statistisches Reichsamt hat einen Index der  
deutschen Produktion ausgerechnet und der betrug (auf der  
Grundlage 1924/26 = 100) im Jahresdurchschnitt 1925 107,  
1926 101, 1927 124, 1928 119, 1929 124. Mitin ist seit 1926,  
nachdem zum ersten Male die große Arbeitslosigkeit ausbrach, die  
deutsche Produktion um ein volles Viertel größer geworden,  
und dennoch diese ungeheure Arbeitslosigkeit! Das ist die Not,  
unter der wir leiden. Und da sollen wir euch glauben, die

Arbeitslosigkeit werde schwinden, wenn die Produktion weiter  
wächst? Nein, das wird sie nicht, weil sie — unter der Herr-  
schaft des Kapitalismus — eben gerade aus dem  
Wachstum der Produktion entspringt.  
Dies ist der wahre Zusammenhang, wovon die Maus keinen  
Faden abbeißt. Er stimmt mit dem wahren Verlauf der Be-  
gebenheiten — Zunahme der Arbeitslosigkeit bei wachsender  
Produktion — bis auf den Punkt überein.  
Übrigens, wenn die Unternehmer gar so expedit sind auf  
„Kapitalbildung“ — auch dafür gibt es eine Möglichkeit ohne  
Lohnkürzung: die Löhne so steigern, daß die Arbeiter genug und  
übergenug haben. Dann werden sie sparen, und die Milliarden,  
die sich auf den Sparkassen sammeln, werden für Erweiterung  
der Produktion zur Verfügung stehen. Die Zinsen sind dann  
billiger, als sich die Unternehmer jetzt für ihr „eigenes“ Kapital  
berechnen.  
Aber das wollen sie nicht. Es handelt sich für sie eben  
nicht um wirkliche Kapitalbildung, sondern um Steigerung des  
Profits.

„Unser Freund Dr. Brüning, der...“  
So, nun wären wir schon fast zwei Wochen von der Reichs-  
regierung beurlaubt, die den Zentrumsmann Dr. Brüning, den  
deutschnationalen Kapitanleutnant a. D. Treviranus und den Führer  
des Reichslandbundes Schiele als Köpfe hat. Ihr ministerielles Ge-  
folge ist den drei Herren unbedingt gleichwertig. Ein solches Kabinett  
läßt sich sogar aus dem Kreise der bürgerlichen Parteien kaum  
wieder bilden. Darüber zu staunen, ist ganz unangebracht. Man hat  
es hier eben mit dem Ergebnis der geschäftigen Vorarbeit, die Herr  
Dr. Brüning und seine Artgenossen während der früheren Regierung  
leisteten, zu tun.

Dem so vorsichtig auf seine politische Gleichartigkeit geliebten  
Kreis von Brüning bis Schiele kann es nicht gut an Erfolg ge-  
brechen, stattdessen für ihn Glück- und Segenswünsche mahnenhaft  
gen Himmel steigen. Das trifft vor allem bei Herrn Brüning zu.  
Außer dem zentrumsgewöhnlichen Bestand werden ihm die Glück- und  
Erfolgswünsche christlicher Gewerkschaftsblätter zuteil. In einem  
dieser Blätter wird er als „unser Freund Brüning, der langjährige  
Geschäftsführer unseres deutschen Gewerkschaftsbundes“ vorgeführt  
und ihm „aller Erfolg“ gewünscht. Erfolgswünsche kann „unser  
Freund“ tatsächlich gut gebrauchen. Ob aber über seine Erfolge die  
christlichen Arbeiter entzückt sein werden, kann man heute schon be-  
zweifeln.  
Die neuen Herren haben sich mit starker Zuversicht an die  
Ministerstühle herangemacht. Sie haben Führung versprochen und  
schnelles Handeln, um den finanziellen Dales verschwinden zu  
lassen. Der Dales ist zwar immer noch da und er ist ärger denn je,  
denn aber ist die Zuversicht mit samt der Führung verschwunden.  
Führen tut der freiwillig-zeitweilige Proletariat, Geheimrat  
Gugenberg, etwas zögerlich natürlich, dafür aber sicher in noch  
tieferen Dales. Daß er dazu das Zeug hat, wird nirgends bestritten.  
Und damit ihm nicht das Führergeschäft verdrückt, wird er mit Ge-  
schäften gemeist gehalten. Es handelt sich da um ansehnliche Sachen.  
Das Programm des Reichslandbundes, dessen Kern die oft-  
preussischen Großgrundbesitzer bilden, soll von der Regierung  
„unseres Freundes, des langjährigen Geschäftsführers des deutschen  
Gewerkschaftsbundes“, überreicht erfüllt werden. Befehden waren  
die ostelbischen Junker ja nie, aber mit ihren jetzigen Forderungen  
überbieten sie sich selbst. Sie verlangen Rente für Weizen, Roggen,  
Hafer, Gerste und Hülsenfrüchte, Einfuhrzölle für Rindfleisch,  
Schafe, Kartoffelprodukte, Zollbefreiung für Stärke, Soja, Talg,  
Eier, Fleisch und Kondensmilch, außerdem die Aufhebung der Ein-  
fuhr von Getreidefleisch. Außerdem fordern sie für die nächsten fünf  
Jahre eine Zinsverbilligung, Geldhilfe für die Stützung der Güter-  
preise, Steuernachlaß usw. Die ostelbischen Junker nutzen die Ge-  
legenheit, die für sie „unser Freund Brüning“ und sein Kollegium  
darstellt.

Die Gesamtheit der agrarischen Forderungen wird auf rund  
1000 Millionen Mark im Jahr geschätzt. Um die Bedeutung dieser  
„Aktion zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion“ richtig be-  
werten zu können, muß man sich erinnern, daß dem Grundbesitz

erst vorigen Dezember und dann im März beträchtliche Zollwünsche  
erfüllt wurden, die sich ebenfalls auf Hunderte von Millionen be-  
laufen. Wer diese Geschenke an den Großgrundbesitz zu begahlen hat,  
liegt auf der Hand: den Großteil hat die Industrie-  
bevölkerung zu tragen, deren Realeinkommen sich um die  
gleiche Summe vermindert.  
Man vergegenwärtige sich nur, wie die bürgerlichen Parteien  
über unentgeltliche Soziallasten jammern und wie besessen sie um  
die Zuschüsse für die Arbeitslosen feilschen. Und man denke daran,  
daß jeder Arbeiter, der eine Sozialunterstützung bezieht, erst jahre-  
lang dazu gesteuert hat. Und man erinnere sich, wie peinlich der  
Arbeitslose gefehlt und geprüft wird, ehe er die paar Mark Unter-  
stützung bekommt. Das alles hatten die bürgerlichen Parteien bei  
den armen Teufeln von Arbeitern für ganz selbstverständlich.  
Es ist aber noch keiner einzigen eingefallen, von den wohlbesetzten  
Grundbesitzern zu verlangen, daß sie geizig in den Steuerfächer  
geben und daß sie den unzweideutigen Beweis für ihre Beschäftigkeit  
bringen.  
Die Regierung, an deren Spitze „unser Freund Brüning“  
steht, wird den Grundbesitzern den goldenen Rebbach sichern und  
als Dank dafür sollen die Junker-Abgeordneten der Regierung das  
Dasein verlängern, damit sie ihr der bestehenden Klasse gültiges  
Steuerprogramm durchbringen kann. Wie das so selbstbewußt an-  
gestandigte Steuerprogramm aussehen wird, wissen zur Stunde  
noch nicht einmal die Zentrumsgötter. Immerhin ist das eine  
hombensticker: den arbeitslosen Schichten werden noch mehr  
Steuern aufgeschüttet werden. Zu den höheren Lebensmittelpreisen,  
die auf die Zollhöchungen folgen, werden neue Steuern für die  
Arbeiterschaft kommen.

Die Arbeiterchaft wird, will sie nicht noch weiter verkommen,  
nicht umhin können, die Einkommensverminderung durch die Rente  
und Steuern durch Lohnkürzungen auszugleichen. Es wird daher  
bald in allen Berufen heftige Lohnkämpfe geben. Die Unternehmer  
erhalten also eine frische Gelegenheit, über die Störung des Wirt-  
schaftsfriedens, die Begehrlichkeit der Arbeiter und über die Er-  
schwerung der Wettbewerbsfähigkeit infolge Lohnsteigerung zu  
jahren. Man muß dann die Unternehmer deutlich daran erinnern,  
daß sie oder ihre parlamentarischen Agenten es ja in der Hand  
gehabt haben, die Ursachen ihrer höllischen Klagen zu unterbinden.  
Wenn sie es nicht taten, ist ihr Gejammer platte Heudelei.  
Die Erfolge, die wir von „unserm Freund Brüning“ als  
Regierungschef bestimmt zu erwarten haben, dürften die christlichen  
Arbeiter ebenso angenehm berühren, wie den andern „unserer  
Freunde“, den Reichsarbeitsminister Stegerwald.  
Er wird tradien wollen, zu jenen Erfolgen eigene Erfolge zu fügen.  
Daß den beiden Herren Ministern, die ja schon lange traute Freunde  
sind, durch gemeinschaftliches Bemühen die Häufung von Erfolgen  
gelingen wird, ist nicht zu bezweifeln. Die christlichen Ar-  
beiter sollen da nur gut aufpassen. Setzt werden sie gewiß ein  
Wunder erleben, kein himmlisches zwar, wohl aber ein blaues.

### Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen

Von Fritz Kummer

Mehr als zwei Millionen arbeitsfähige Männer suchen jetzt  
in Deutschland vergeblich Beschäftigung. Vielen ist schon der  
Glaube abhanden gekommen, jemals wieder in geordnete Ver-  
hältnisse zu kommen. Ihre Kleidung verschleißt immer mehr, in  
einem fort fragen sie sich, warum sie eigentlich einen Beruf ge-  
lernt haben, die Klause daheim wird immer kahler und unbehag-  
licher, an die allerbestehendsten Genüsse ist nicht mehr zu denken  
und die Blide der Frau wie der Kinder werden immer ver-  
zweifelter. Was Wunder, daß diese Männer seelisch auf den  
Grund kommen und mit Gott und den Menschen in Streit  
geraten.

Unter solchen Umständen ist es verständlich, daß die Fabrik-  
arbeit der verheirateten Frau mit anderm, mit scheelem Auge  
betrachtet und ihre Tüchtigkeit in gewerkschaftlichen Kreisen leb-  
haft erörtert wird. Dagegen ist selbstverständlich nichts einzu-  
wenden, nur sollte man dabei nie die Meinung aufkommen  
lassen, als ob etwa gar die verheiratete Werkstatkollegin an der  
Drangsal der arbeitslosen Männer schuld sei. Nichts falscher als  
das. Die Lohnsüd-nde proletarische Ehefrau und Mutter ist  
genau wie ihr männlicher Schicksalsgenosse das Produkt der  
kapitalistischen Wirtschaft und gleichfalls deren Gezielen unter-  
worfen. Dies darf nie, nie außer acht gelassen werden, damit  
die Erörterung nicht zu einer Heze gegen die verheirateten Kol-  
leginnen den Anlaß gibt. Denn das wäre die ganze Sache  
nicht wert.

Bei der Prüfung dieser Frage kommt man vielfach zu dem  
Schluß, daß es angesichts der Millionen beschäftigungslosier

Familienväter geboten sei, die verheirateten Frauen aus Werk-  
statt, Laden und Büro zu bannen. Gegen diese weitverbreitete  
Meinung wird eingewendet, es sei reaktionär, die verheiratete  
Frau von der Erwerbsarbeit ausschließen zu wollen, weil man  
ihre dadurch die Gleichberechtigung oder das Recht auf freie  
Entfaltung ihrer Fähigkeiten und Neigungen raube.  
Was es immer auch mit dieser Gleichberechtigung für die  
proletarische Frau, und nur um diese handelt es sich hier, auf  
sich haben möge, wir wollen uns damit nicht aufhalten, sondern  
die Sache von der Seite aus betrachten, von der sie vor allem

Aus dem Inhalt	
	Seite
Märchen um die Lohnkürzung — „Unser Freund Dr. Brüning, der...“ — Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen	121
Steuerrückstände, Steuerflucht und Steuerzahler — Der Wahnwitz der Zöllner	123
Die weiße Kohle im Dienste der Weltwirtschaft — Urkräfte und Ewigkeitswerte	129
Maisfeier / Frauenschicksal — Ja, ja, die Frauen — § 218!	124
Ostern des Glaubens an Leben — Siegreich woll'n wir... — Constantin Mennier	126
Wink für Redner — Betriebsratswahl bei Opel	126
Wie stehts in Deutschbrasilien — Völkerbund und Esperanto	127
Rückgang der Auswanderung — Wie deutscher Zucker ver- schleudert wird	128

betrachtet werden muß, nämlich vom Wohl der Arbeiterklasse und dem kulturellen Fortschritt aus. Nachdem der Betrachtungspunkt festgelegt ist, wäre zu fragen, ob das Wohl der Arbeiterklasse und der kulturelle Fortschritt wirklich durch die Fabrikarbeit der verheirateten Frau gefördert wird. Obwohl dies kaum von einem einzigen Gewerkschafter bejaht werden wird, gibt es dennoch manche, die trotzdem die weibliche Fabrikarbeit nicht beschränkt wissen wollen. Sie meinen, selbst wenn die Frau einen Ehemann habe, dürfe ihr das Recht nicht beeinträchtigt werden, auf Lohnarbeit auszugehen; sei es, weil es ihrer Neigung entspricht, sei es, weil das Einkommen des Mannes allein nicht ausreicht, die Familie zu erhalten oder einen höheren Lebensstand zu ermöglichen.

Bei der ersten Behauptung braucht man nicht zu verweilen, weil die Zahl der Proletarierinnen sehr gering sein dürfte, die aus bloßer Neigung die Beschäftigung in ihrem Heim und mit ihren Kindern gegen die Fron in dem dämpften Käfig von einer Fabrik bei ständiger Antreiberei und Aussicht eintauschen mögen.

Viel wichtiger ist die andere Behauptung, daß die verheirateten Proletarierinnen durch tatsächliche Not oder von dem Wunsch nach einem etwas besseren Lebensunterhalt bestimmt werden, in die Fabrik zu gehen. Das trifft in der Tat in den allermeisten Fällen zu: der Lohn des Mannes reicht oft nicht aus, die Familie notwendig zu ernähren und zu behausen, geschweige zu einer besseren Lebenshaltung. Und um diese Notdurft oder den Wunsch nach Verbesserung des Daseins zu befriedigen, gehen eben die verheirateten Frauen und Mütter in die industrielle Siedlung.

**Auf die Dauer nur nachteilig**

Soweit ganz richtig. Allein, die Sache hat noch eine andere Seite, die nicht außer acht gelassen werden darf; sie hat etliche üble Wirkungen, die durch die Rationalisierung erst richtig in Erscheinung gebracht worden sind und durch sie noch verschlimmert werden. Wirkungen, die den etwaigen Vorteil der Frauenarbeit in einen sichern und großen Nachteil für die Arbeiterklasse, ja selbst für die einzelnen Lehren. Sehen wir zu.

Der Unternehmer stellt die (verheiratete) Frau vornehmlich deswegen gerne ein, weil sie billiger ist als der Mann. Der Fabrikant sagt sich, daß die Verheiratete weniger auf gute Bezahlung und Lohnhöhung zu bestehen brauche, weil ihr Lohn nur mehr ein Beiwerk zum Familieneinkommen, ein Zusatz zum Lohn des Mannes sei. Folgedessen zieht er die Verheiratete vor, die Herstellung von Schundware, eine wirtschaftliche Vergeudung, wird erleichtert, oder aber es wird ein Mann mehr, vielleicht gar der Gatte der verheirateten Arbeiterin auf Pfahle gesetzt. Es kommt dann vielfach zu einem Trauerspiel, wie es uns eine 50jährige Frau aus einem bayerischen Fabrikort schildert:

„Die Zustände hier sind gar nicht mehr mit anzusehen. Die Frau... und die Frau... und die Frau... arbeiten, aber ihre Männer müssen humpeln gehen. Mein Mann und meine beiden Jungen kriegen keine Arbeit, aber mich nimmt man; ich laße Kohlen für die Kanonen ab. Bei uns sind viele Männer daheim und machen die Hausarbeit, während ihre Frauen schwere Männerarbeit verrichten. Das ist doch ganz unnatürlich. Was soll nur aus den Kindern werden. Wenn wir solche Zustände dulden, machen wir uns mitschuldig an der Verrohung der Jugend. Die Kinder müssen uns ja alle betachen und uns später zur Verantwortung ziehen...“

Wäre es den Unternehmern unmöglich gemacht, verheiratete Frauen einzustellen, deren Männer hatten nicht entlassen werden können und das Einkommen der Familie wäre höher gewesen. Gewiß kann die Verheiratete durch Lohnarbeit einmal einen familiären Notstand mildern oder überwinden, aber wenn sie gar Regel wird, wirkt sie sich als Druck auf den Männerlohn aus, weil sie billiger ist oder weil sie höher entlohnte Männer um Stellung und Verdienst bringt. Der niedrige Lohn beeinflusst den höheren nach unten. Dann dämpft die größere Zahl von Männern vor der Fabrik die Kampfeslust der Männer in der Fabrik für Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Nach einiger Zeit hat sich das Gesamtverkommen der Arbeiterklasse gefestigt oder sein Steigen ward gehemmt.

Die lohndrückende Kraft wohnt, was wohl gar nicht betont zu werden braucht, nicht etwa bloß der niedrigen Bezahlung der verheirateten Frau inne, sondern auch der der ledigen Arbeiterin, wie überhaupt jedem unzureichend hohen Lohn. Es sollte daher mit viel mehr Nachdruck hinter die Verwirklichung der Forderung: Gleicher Lohn für gleiche Arbeit! gesetzt werden.

Wehr als je sollte gerade jetzt, in der Zeit der Rationalisierung, die eine steigende Warenmenge mit einer sinkenden Zahl von Arbeitskräften herbeizuführen vermag, danach gestrebt werden, die Fabrikarbeit der verheirateten Frau einzuschränken, damit soviel wie möglich von den höher entlohten Männern in Stellung bleiben. Wie groß auch die Not sein mag, die die Verheiratete in die Fabrik treibt, weder ihr eigenes Los und schon gar nicht das ihrer Klasse kann durch die Fabrikfron der Arbeiterin dauernd gebessert werden. Wie wahr das ist, wird einem noch mehr klar, wenn man nicht bloß die wirtschaftliche Auswirkung der Fabrikarbeit der verheirateten Frau betrachtet, sondern auch die auf Heim, Gatten und Kinder.

**Heim, Mutter und Kinder verkommen**

Die Wohlfahrt der ganzen Familie, des Mannes wie der Frau und der Kinder hängt die Anwesenheit der Gattin und Mutter im Haushalt. Man sehe sich nur die Wohnung einer Familie an, deren Frau mit dem Manne morgens in die Fabrik zieht. Unordnung, Unsauberkeit, Ungeamlichkeit im höchsten Grade. Wenn nun das abendliche Weib abends heimkommt, ist es viel zu müde und mühsam, als nur die dringlichste Hausarbeit zu verrichten. Allmählich greift eine Gleichgültigkeit Platz; die Lust, den Haushalt einigermaßen zu ordnen, wird durch körperliche Ermüdung angetrieben. Wo soll einer herantreten, die Proletarierin noch die Kraft oder Krönung bekommen, ein Dach zu lesen oder sich mit den politischen und wirtschaftlichen Dingen vertraut zu machen, die sie kennen muß, wenn sie ihre Pflicht als Staatsbürgerin erfüllen und zur Sozialistin heranreifen soll?

Zwei-Mütterarbeit kann selbst die härteste Frau nicht verrichten. Dem Manne wird die Ungeamlichkeit seiner Klause bald unerträglich. Sein Dasein ist ja keine Stätte zum Ausruhen und zu innerlicher Betätigung. Das Wunder, daß er das Fehlende anderswo, in der Küche sucht. Wenn einer zum Tische wird, kann sollte man sich sein Heim ansehen. Was die Frau durch ihre Fabrikarbeit verdirbt, geht dank der Fabrikarbeit wieder hinaus, ins Wirtschaften oder zum Kleiderhändler, von dem Verlust an Familienglück gar nicht zu reden.

Am meisten aber werden die Kinder durch die Fabrikarbeit der Mutter in Mitleidenschaft gezogen. Jede ich da jeden Morgen ein junges Weib durch die Straße haßen, zwei Kindern hinter sich herziehend. Sie läßt die Kleinen in eine Handkarre — wohl zu einer alten Frau oder Bekannten. Des Mittags sehe ich die

Kinder oft bei Wind und Wetter in der Straße. Sie kommen mir vor wie überflüssige Blätter, die vom Herbstwind herumgetrieben werden. Die Mutter schauzt ein paar Straßen weiter in einer Wäscherei, verrichtet dort Männerarbeit — ihr Mann läuft womöglich arbeitssuchend herum.

Wie es mit der Erziehung der Kinder einer Familie steht, wo Mutter und Vater tagsüber draußen sind, kann man sich leicht vorstellen. Solchen Kindern paßt man ganz vergeblich ein, sie sollten sich der Eltern dankbar erweisen und ihrer würdig sein. Dankbar für was und würdig wem? Die kahle Elternkause, das Fehlen der sanft geleitenden Mutterhand, die ewige Herumschweiferei, kurz die freudlose Jugend wird zeitweilig die Seele beschatten und das Gefühl der Dankbarkeit dämpfen. Ja, die Jungen werden womöglich gar den Alten sagen, daß sie, die Alten, sich erst einmal der Jungen würdig zeigen sollen! Vergleichen kommt heute vor und wird bald öfter vorkommen. Die Alten werden darüber bitter klagen und von Verrohung der Jugend reden. Nicht mit Unrecht, wie die Erfahrung der Kriegszeit bezeugt. Die Väter waren im Felde, die Mütter irgendwo in der Industrie — wie hätte da die Jugend der Verrohung entgehen können?

**Und der kulturelle Fortschritt gehemmt**

Natürlich ist auch um der sozialistischen Bewegung willen danach zu streben, daß die verheiratete Frau der Fabrik fernbleibt, damit sie des Mannes gute Weg- und Kampfgefährtin, der Kinder liebevolle Fürsorgerin, kurz die tüchtige Förderin der proletarischen Wohlfahrt sein kann. Menschen, denen die starke Weggenossin und die heitere Mutter fehlt, gehen gedrückt, unfroh durchs Leben. Die Gewerkschaftsbewegung, die bald noch mehr Köpfe und Seelen bedarf, heißt gleichfalls, daß die verheiratete Proletarierin daheim bleibt, um dort zu voller Blüte die seelischen und geistigen Kräfte zu entwickeln, die die Gewerkschaftsbewegung braucht, um das schwere Los der Arbeiterfrau wie das ihrer Klasse bessern zu können. Was die verheiratete Proletarierin in ihrer Familie an wirtschaftlichen, seelischen und geistigen Werten zu schaffen vermag, ist für sie und ihre Familie viel wertvoller als der Fabriklohn, und sei er noch so hoch. Das gilt auch für die kinderlosen Arbeiterfrauen. Wenn sie nicht wissen sollten, wie sie ihre Zeit nützlich verbringen können, dann sollten sie bei der Arbeiterwohlfahrt anfragen.

Ein kultureller Fortschritt ist mit Menschen ohne gemüthliches Heim und ohne liebevoll erzogene Kinder undenkbar. Beide Voraussetzungen aber heißen nichts anderes, als daß die verheiratete Arbeiterfrau ihre ganze Kraft auf die Familie verwendet. Es ist daher in jedem Betracht auf Einschränkung der Fabrikarbeit der verheirateten Frau zu dringen. Ob man dies mittels der Gewerkschaften oder der Betriebsvertretungen zu erreichen sucht, oder durch ein gesetzliches Verbot, das muß in jedem Lande besonders geprüft werden. Ein derartiges Verbot wird übrigens nicht mehr, eher weniger Anstrengung kosten als alle die gesetzlichen Maßnahmen, die manche Verfechter der Frauenarbeit für den Schutz und die Vorsorge für die verheiratete Arbeiterin wünschen.

Ich selbst kann mich nicht für ein gesetzliches Verbot erwärmen. Ich verspreche mir viel mehr von der Aufklärung und Erziehung. Haben die Gewerkschaften nicht ziemlich schnell und sehr gründlich die Arbeiter zur Solidarität bei Lohnkämpfen erzogen? Nur noch bei wenigen Streiks sind Schwarzheine zu sehen, bei den meisten sind sie gar nicht einmal mehr denkbar. Warum sollte eine solche gründliche Erziehung nicht auch in Sachen der Fabrikarbeit verheirateter Frauen geschehen? Warum sollte nicht auch den verheirateten Proletarierinnen beigebracht werden können, daß sie sich an ihrem Manne, an ihrer Familie und an sich selbst sträflich vergehen, wenn sie ihr Heim und ihre Kinderchen verlassen, um in der industriellen Siedlung zu schaukeln? Ich meine, das müßte wohl möglich sein.

Seit Jahr und Tag hört man in Gewerkschaftskreisen fordern, daß die mehr als 60jährigen Männer auskömmlich pensioniert werden, um die jüngeren in die Erwerbsleistung wieder einzuführen. Wie wird sich ein Gewerkschafter von einer solchen Forderung von dem Einwand abhalten lassen, daß es gegen ein Prinzip verstoße. Noch weniger darf sich einer durch einen solchen Einwand davon abhalten lassen, zu verlangen, daß die Gattin und Mutter, die Heimbeworgerin und Kindererzieherin der industriellen Siedlung ferngehalten wird, zumal hieraus unendlich viel Nutzen für die Wohlfahrt der Arbeiterklasse und dem kulturellen Fortschritt spricht.

**Steuerrückstände, Steuerflucht und Steuerzahler**

641 ist der Bevölkerung mit einem Einkommen bis 5000 M. beträgt etwa zwei Drittel der gesamten direkten Steuern auf. Wöchentlich oder monatlich wird ihnen, ohne daß sie gefragt werden, die fällige Lohnsteuer abgezogen. Demgegenüber waren am 1. Oktober 1929 insgesamt 54,7 Millionen Steuer rückstände vorhanden. Von den Besitzern waren 471 Millionen rückständig, das heißt es waren ein Viertel der gesamten Besitzern nicht eingezahlt.

Das sind die Kreise, die über die Beschäftigkeit der Arbeiter und Angestellten gehen. Was für Kreise diese Schichten anwenden, um dem Fiskus ein Schnippchen zu schlagen, wird in der Zeitschrift „Gymnast“ (22. März) an einem Beispiel aufgezeigt:

Die Kreisläufer sind leer. Wer verlangt bei der Fälligkeit? Ein Beispiel, das gewiß für viele (noch verschleierte) gelten kann: Kreisler beherrscht den größten Sediment in Deutschland, die Vereinigten Sedimentbetriebe AG; die Firma hat riesige Millionenumläufe und entsprechende Gewinne. Um dem Staat nicht geben zu müssen, was des Staates ist, hat sie folgende Transaktionen vorgenommen: Sie unterhält in Kadin (Kanton Genéve) ihr Hauptvertriebsbüro. Die Waren, die von China, Japan etc. kommen, werden nicht dem Land in Kadin in Rechnung gestellt, sondern der Gesellschaft in Kadin. Und hier sind keine Steuern zu zahlen. Das Büro in Kadin ist nicht dem Staat in Kadin neue Rechnungen aus mit 20 bis 30 % höheren Einheitspreisen. Entsprechend verringert sich der berechnete Gewinn in Deutschland und der Staat hat das Recht, die am Ende leider vermindert sind.

In dieses Kapitel gehört auch die folgende bezeichnende Stelle aus dem Interaktionsbericht der höchsten Seilmanufaktur in der Schweizerischen Allgemeinen Versicherungs-AG (Genéve). Es heißt darin: „Der Besondere der Firma ist kein elementares Ereignis gewesen. Es war die Folge einer durch Jahre verfolgten Politik des Vertriebs. Die Seilmanufaktur gab Gelegenheiten, reinen Tisch zu machen. Diese ergrieff der Vorstand nicht. Als dann nicht mehr genügende Umsätze mehr und mehr zu sich griff, fand niemand mehr den Mut zur Wahrheit, und der Vorstand läßt sich in nicht allzulange Zeit aus dem Geschäft ziehen. Die Seilmanufaktur vertritt den Standpunkt, daß die Folge von Unwissenheit, Unvorsichtigkeit und Unfähigkeit, was man bei allem anstrengten Leid noch Verhängnis anbringen. So viele Männer

aber persönlichen Eigennutz bekundet und Aktionäre wie Gläubiger in jahrelanger Folge schwer geschädigt haben, für die das Bild nicht schwarz.“

Es sind immer und immer wieder die gleichen Kreise, die über die Rentenfrage bei der Invalidenversicherung, über die Ausnutzung der Krankenversicherung durch die Versicherten und über die Mißstände in der Arbeitslosenversicherung das Maul nicht genug aufreißen können. Da sind sie sofort mit „Reformen“ bei der Hand. Aber sie verhalten sich sehr still und ruhig, wenn es gilt, etwas mehr Licht in die Finsternis der Wirtschaft zu bringen und bei sich zu reformieren. Sie wissen warum.

**Der Wahnsinn der Zöllner**

Während alle Länder von einer grimmigen Arbeitslosigkeit heimgejudet sind, ist sie in Frankreich erfreulich gering. Wurden doch dort kürzlich nur 1622 Arbeitslose amtlich gebucht. Wie lange das so gut bleiben wird, wird verschieden beurteilt. Einen Schatten in diesen glücklichen Zustand warfen zwei Vorkommnisse, die sich am 28. März in Frankreich zutrugen.

Am Nachmittag dieses Tages sprachen Vertreter der Vereinigten Staaten bei der französischen Regierung vor, um Einspruch gegen die weitere Erhöhung des Einfuhrzolles auf ausländische Automobile zu erheben — zur nämlichen Zeit marschierten in Calais 60 000 Arbeiter durch die Straßen zum Rathaus, um dem Bürgermeister eine Entschuldig gegen die Erhöhung des Einfuhrzolles der Vereinigten Staaten auf Spitzen zu überreichen. Die Vertreter der amerikanischen Automobilindustrie erklärten der französischen Regierung, daß, wenn die geplante Zollhöhung verwirklicht werde, der Handel mit amerikanischen Kraftwagen in Frankreich völlig paralysiert werde. Und die Vorsitzende der Kundgebung in Calais erklärte, die Zollhöhung der Amerikaner für Spitzen führe zur Vorkommnis von 25 000 französischen Spitzenarbeitern.

Die Kundgebung der Arbeiter von Calais wird als die „aller-eindrucksvollste öffentliche Demonstration gegen das Ubel des Zollschubs, die jemals Frankreich gesehen hat“, beschrieben. Die ganze Stadt stand im Zeichen der Trauer. Alle Geschäftshäuser, Krämerläden und Kaffeehäuser hatten ihre Türen geschlossen. Praktisch alle erwachsenen Männer und Frauen der Stadt hatten sich um 2 Uhr zum Markt vor das Rathaus versammelt. Der Bürgermeister stellte bei Entgegennahme der Entschuldig in Aussicht, daß er alles tun werde, um „das drohende Uebel von der französischen Industrie“ fernzuhalten.

Der Protest der Amerikaner gegen den französischen Automobilzoll und der Protest der französischen Arbeiter gegen den amerikanischen Spitzenzoll sind zwei Beweise mehr gegen den namenlosen Widerstand der kapitalistischen Wirtschaft. In jedem Lande errichtet sie immer höhere Bollwerke gegen die Außenwelt, drohelt so den Warenaustausch mit den anderen Völkern, verdirbt dadurch die Schaffungsmöglichkeit für eine steigende Zahl der heimischen Arbeiter und klagt womöglich gar die Arbeiter, die Opfer dieses wahnwitzigen Beginns der Kapitalisten noch an, sie seien an der zunehmenden Arbeitslosigkeit schuld.

**Langsamer Rückgang der Arbeitslosen**

Die Zahl der Arbeitslosen hat sich nach dem Bericht der Reichsamtstatistik in der zweiten Märzhälfte weder etwas vermindert. Der Rückgang drückt sich in den Zahlen der Hauptunterstützungsempfänger in der Arbeitslosenversicherung wie folgt aus: Die Zahl ging von 2 257 713 am 15. März auf 2 053 387 am 31. März, das heißt um 204 326 zurück. In der ersten Märzhälfte hatte sich die Zahl nur um 120 326 verringert. Die Abnahme seit dem Anschlagung betrug demnach im Monat März 325 000 gegenüber 660 000 im März des Vorjahres. Dagegen stieg die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger in der Arbeitslosenversicherung in der zweiten Märzhälfte um 280 313 am 15. März noch um 72 985 auf 293 710. In der gleichen Zeit des Vorjahres stieg sie von 177 343 um 14 971 auf 192 314.

Die Gesamtzahl der Hauptunterstützungsempfänger betrug mithin am 31. März 2 347 077, das ist rund 260 000 mehr als im Vorjahre. Raum ist aber noch nicht die ganze Zahl der Arbeitslosen, die Deutschland gegenwärtig trägt, gekennzeichnet. Empfänger von Wohlfahrtsunterstützung, Arbeitslose, die sich in der unversicherten Arbeitslosenversicherung befinden und solche, die einen Anspruch auf Unterstützung noch nicht, nicht mehr oder überhaupt nicht besitzen, sind in der genannten Zahl nicht enthalten. Angesetzt dürfte die Zahl immer noch 8 Millionen Arbeitslose betragen.

Was Mehr an Arbeitslosigkeit, das wir gegenüber dem Vorjahr haben, verdanken wir nicht zuletzt der Politik des früheren Reichspräsidenten Dr. Schacht. Die 260 000 Unterstützungsempfänger in der Arbeitslosenversicherung wie in der Arbeitslosenversicherung, die wir gegenüber dem Vorjahr mehr zu verzeichnen haben, sind die Arbeitslosen des Herrn Schacht; denn auf sein Schuldkonto gehört die Tatsache, daß auf dem Baumarkt sich noch immer kein Leben regt, daß für den Wohnungsbau sowie für die Bauarbeiten der Gemeinden im allgemeinen kein Kapital zur Verfügung steht. Die künstliche Verfestigung des Kapitalmangels laßt schwer auf der Arbeitslosenversicherung und nur mit großer Besorgnis kann man der weiteren Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt entgegensehen.

**Trotz sinkender Mehlpreise wird das Gebäck teurer**

Im Februarheft des Magazins der Wirtschaft beschäftigt sich ein längerer Aufsatz mit dem Einfluß der Getreidepreisschwankungen auf den Preis des Weizenkleingebäcks, der Semmeln. Die Untersuchung kommt zu dem Ergebnis, daß der Konsument von den Getreide- und Mehlpreisschwankungen mehr Nachteile als Vorteile zu erwarten hat, da die Preise der von ihm nachgefragten Artikel am sehr schnell und oft sogar übersteigert den Preiserhöhungen nachkommen, während Getreide- und Mehlpreissenkungen, so wie wir sie in den letzten Monaten beispielsweise erleben, nicht in entsprechender Verbilligung des Konsumenten zugute kommen. Der Weizenpreis sank vom Hochsommer bis zum Beginn dieses Jahres von 265 auf 235 M die Tonne und der Roggenpreis von 200 auf 165 M. Trotz dem war keine Preisentwertung zu beobachten, beim Weizenkleingebäck nach Berechnungen des preussischen Statistischen Landesamtes durchschnittlich sogar eine Steigerung von 78,5 auf 79,2 % pro Kilo, während beim Brot der Preis mit 35 % für das Kilo unbedeutend blieb.

Die Preisrückgänge erhöhen nur die Zwischengewinne von Händler, Müller und Bäcker, während Erzeuger und Konsument den Schaden tragen. Gegenwärtig steht der Roggenpreis mit 8,25 M nur etwas über dem Stand der Vorkriegszeit (8 M der Pentner), doch bekam man damals ein Brot von 1708 Gramm, heute nur von 1261 Gramm für 50 %. Während vor dem Kriege von den 50 % die das Roggenbrot kostete, 25 % an den Landwirt, 5 % an den Bäcker und 19 % an den Käufer gingen, entfallen heute nur 19 % an den Landwirt, 7 % an den Bäcker und 23 % an den Käufer. Die Preisrückgänge haben also Landwirt und Konsument, so daß beiden darauf liegen muß durch Einrichtung eines staatlichen Getreidemonopols zur Preisstabilisierung zu gelangen.

**Glossen zur Lohnabbauparole der Unternehmer**

Nur die Arbeit kann retten! Die Arbeit unserer samstags „Wirtschaftsführer“, die uns 3 Millionen Arbeitslose befreit? Oder die Arbeit eben dieser 3 Millionen?

Durch Lohnabbau zur Anturteilung der Wirtschaft! Wenn niedrige Löhne uns in eine bessere Wirtschaftslage hinüberbringen können, warum gehen wir nicht nach China? Dort sind die Löhne zweifelloser noch niedriger als in Winterpommern oder Ostpreußen. Das deutsche Unternehmertum den Unterschied noch nicht kennt?



# Technik und Werkstatt



## Die weisse Kohle im Dienste der Weltwirtschaft

Bei der bevorstehenden Weltkraftkonferenz sollen die verschiedenen Energieformen behandelt werden. Und in deren Bereich gehören auch jene gewaltigen Kräfte, welche die Natur in der Form des fließenden und fallenden Wassers der Menschheit als ein großzügiges Geschenk darbietet. Schon jetzt steht aber fest, daß die „weiße Kohle“ mit ihrem glänzenden Schaum im Dienst der Weltwirtschaft den Bedarf an Energie nicht decken kann und daß daher immer noch andere Energiequellen nötig bleiben, unter denen die brennbare Kohle ihre besondere Rolle ja wohl noch lange weiter spielen wird.

Die große Zahl der Menschen auf dem Erdball hat noch niemand genau ermittelt. Aber nach einer Aufstellung, die gegenwärtig als annehmbar gilt, wird unser Planet von rund 1864 Millionen Menschen bevölkert. Und was kann die Erde nun an Wasserkraften zur Verfügung stellen? Im Jahre 1921 waren nach sorgfältiger Abschätzung und Erwägung etwa 23 Millionen „Wasserpferde“ ausgebaut; im Jahre 1927 standen deren schon 33 Millionen zur Verfügung; gegenwärtig darf man die Energie der ausgeschöpften Wasserkraften auf 40 Millionen PS schätzen.

Nun dürften aber noch, wie eine neuere wissenschaftliche Abhandlung ausführt, 454 Millionen PS ausbaubar sein! Man kann danach in runder Summe die auf der Erde überhaupt vorhandenen Wasserkraften — mögen sie nun bereits nutzbar gemacht sein oder nicht — zu 500 Millionen PS ansetzen.

Verteilt man nun diese 500 Millionen Pferdestärken auf die 1864 Millionen Menschen, so entfallen nach leichter Rechnung auf jeden einzelnen nicht mehr als 0,27 PS. Und dieser Betrag kann unmöglich ausreichen. Der Forscher Laemmel schätzt nämlich den „künftigen“ Energiebedarf — für den Fall, daß Heizung und Küche überall elektrisch betrieben werden, daß das gesamte Verkehrswesen elektrifiziert ist, daß alle Industrien einschließlich der Landwirtschaft durchweg mit elektrischen Strömen arbeiten — auf reichlich 2 Kilowatt oder auf rund 3 PS je Einwohner. Aber wenn die Annahme richtig ist, daß sich der Energiebedarf in 20 Jahren verdoppelt, so würde der künftige Bedarf überhaupt nicht abgemessen werden können.

Sehen wir uns nun die Verhältnisse etwas mehr im einzelnen an. Auch hier fällt die Betrachtung nicht erfreulich aus. Es läßt sich nämlich leicht ersehen, daß die Vorkommen der verfügbaren Wasserkraften auf der Erde noch dazu recht ungünstig verteilt sind. Die Wasserfälle des Niagara bilden allerdings eine lobenswerte Ausnahme, sofern sie in einem reichen Kulturgebiet liegen, dessen blühende Städte ungeheure Mengen elektrischer Kräfte benötigen. Dagegen sind die riesigen Wasserkraften der Viktoria-Fälle des südafrikanischen Sambesi-Stromes an einer Stelle gelegen, wo sie niemand recht brauchen kann. Gewiß läßt sich auch in einem weitgespannten Fernkraftnetz mit verhältnismäßig wenig Kupferdraht auskommen, wenn man mit sehr hohen Spannungen arbeitet. Aber immerhin würden ungeheure Einsätze nötig sein, wenn man die Wasserkraften jener Fälle der Kultur dienstbar machen wollte. Denn eine befriedigende „drahtlose Energieübertragung“ liegt bis jetzt noch im Reich der Träume. (Nicht mehr so ganz, wie dieser Tage Marconi von Genua aus dargetan hat. Schriftl. der MZ.) Praktisch betrachtet sind daher Wasserkraften wie beim Sambesi weit kleiner, als sie sich aus Rechnungen ergeben, die nicht auf deren Verwendungsmöglichkeiten Rücksicht nehmen.

Oben wurden 3 PS je Kopf als ein Maß angegeben, das wenigstens vorläufig genügen könnte. Und es gibt unter den Kulturländern überhaupt nur drei, bei denen auf den Einwohner nicht weniger als 3 PS entfallen — wenn dieser nicht gerade einen Zuschuß aus weiten Fernen bezieht. Es kommen nämlich in Island 22 PS auf den Einwohner, in Norwegen 5,2 und in Kanada 4. Wenn die Vereinigten Staaten alles ausgebaut haben werden, was sie an Wasserkraften besitzen, so wird doch je Kopf nicht mehr als 1 PS zur Verfügung gestellt werden können.

Was Europa anbetrifft — soweit es nicht in den vorstehenden Zeilen berührt worden ist —, so schneidet es allenthalben bei der Feststellung seiner verfügbaren Wasserkraften recht schlecht ab. Am günstigsten steht das flußreiche Schweden da, bei dem auf den Einwohner immer noch 1,2 PS gerechnet werden dürfen. Dagegen entfallen in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung nur 0,02 PS und dem Bewohner des Österreich-Ungarn der Vorkriegszeit lassen sich trotz der vielen Berge jenes Staates nicht mehr als 0,12 PS zusprechen.

Wenn bis jetzt von den 500 Millionen verfügbarer Pferdestärken bei der weißen Kohle erst 40 Millionen ausgebaut sind, so bedeutet das nicht mehr als 8 vH. Die völlige Erfassung der von der Natur angebotenen Wasserkraften stellt also eine Riesenarbeit dar, an der noch spätere Geschlechter ihre Kräfte erproben mögen. Aber wenn es auch gelänge, diese restlos zu leisten und die ungünstige Lage mancher Vorkommen durch ausgezeichnete Einrichtungen zur Fernübertragung ihrer Kräfte wettzumachen, so daß man die gewonnenen Kräfte nach Bedarf und nach einem weisen Plan verteilen könnte, so würden doch alle Anlagen zusammen nach ihrer endlichen Fertigstellung eben nicht imstande sein, das Bedürfnis nach Energie zu befriedigen, wie oben dargelegt worden ist.

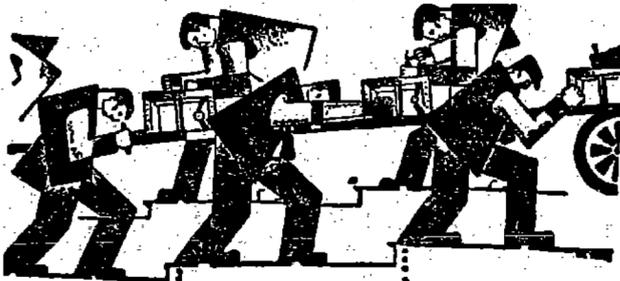
Trotzdem ist aber die weiße Kohle doch für die Energiewirtschaft der Welt hochbedeutend. Denn ihr Gebrauch ermöglicht es, kostbare Brennstoffschätze zu strecken, wie es die Öle und die schwarze oder braune Kohle

sind. Erfreulicherweise ist heute die Tätigkeit auf dem Gebiet der Erschließung neuer Wasserkraften eine sehr rege und es interessiert vielleicht, einen kurzen Blick auf zwei besonders großzügige moderne Anlagen zu werfen, von denen die eine bereits weit fortgeschritten ist, während die andere noch in den Anfängen steht. Es handelt sich um das Shannon-Werk in Irland und um die Ausnutzung des Jordans in Palästina.

Der Shannon durchfließt den jungen Irischen Freistaat etwa von Norden nach Süden und er mündet in der Nähe des Örtchens Ardacrusha in eine schlauartige Meeresbucht. Dort wird ein einziges, riesiges Kraftwerk angelegt, von dem aus sich ein weitverzweigtes Leitungsnetz in vier großen Schleifen weithin über das ganze freie Irland erstreckt, wobei wohl kein einigermassen bedeutsamer Ort vergessen worden ist. Die Leitungen führen Spannungen von 110- oder 38 000 Volt; in den einzelnen Ortschaften erfolgt eine Herabsetzung auf 10 000. So kann sich das kohlearme Irland mit elektrischer Energie versorgen, ohne dafür fremdes Brennmaterial in Anspruch nehmen zu müssen.

Kühn ist auch der Plan, den Jordan als eine Grube für weiße Kohle nutzbar zu machen. Das Gefälle dieses Flusses beträgt rund 900 Meter, und da sich diese auf etwa 300 Kilometer Lauflänge verteilen, so beträgt das mittlere Gefälle auf 1 Kilometer 3 Meter. In der Nähe des Sees von Genezareth sollen drei Kraftwerke entstehen, die später mittels langer oberirdischer Leitungen Strom an die Küste nach Haifa und nach Jaffa führen werden, wobei natürlich unterwegs auch noch andere Orte bedient werden können. Jerusalem wird leider nicht in die Anlage einbezogen.

Hans Bourquin.



## Urkräfte und Ewigkeitswerte

7 Millionen Kilowattstunden — 40000000 Grad Hitze

Mancher nachdenkliche Mensch wird sich sicher bereits die Frage vorgelegt haben, welcher Art jene Energien sind, die unser Weltall bewegen, wie sie entstehen und ergänzt werden. Neben den feststehenden physikalischen Grundsätzen gehört nach unseren Begriffen zu jeder Antriebsbewegung eine bestimmte Menge Kraft, die laufend zu erneuern ist, soll der einmal in Schwung gesetzte Körper nicht nach Ablauf der Anstoßwirkung zum Stillstand gelangen. Alle bekannten Erscheinungen sprechen jedenfalls dafür, daß es eine selbsttätige Bewegungsmöglichkeit nicht gibt, stets und immer eine Anregung vorhanden sein muß, ein Stoff den andern beeinflusse und der Wirkungsursprung einer Kraftzentrale entspringt, die wiederum aus Einzelenergien besteht.

Welches sind nun jene unerschöpflichen Quellen alles Seins, die imstande sind, solche Riesemengen gewaltiger kosmischer Körper in Bewegung zu halten, die verbrauchten Stoffe dauernd zu erneuern, ohne daß auch nur die geringste Abnahme ihrer Masse, ihrer Auswirkungen zu erkennen ist? Durch die Wissenschaft erhalten wir erst einen kleinen Begriff von den Zuständen in den unermeßlichen Weiten des Kosmos, von den gewaltigen Kräften, die hier gesetzmäßig walten und von den Erscheinungen und Bedingungen, unter denen sie sich vollziehen. Der englische Physiker Eddington berechnete alle Eigenheiten und Fähigkeiten kleinster Weltausbaukörper, ordnete ihren Zustand und reichte die Auswirkungen des einzelnen in grundlegende Formeln. Auf dieser Unterlage sind denn auch Entstehung, Größe und Wert kosmischer Kräfte zu errechnen. Demnach besteht zum Beispiel zwischen kosmischer Masse und Energie eine bestimmte Beziehung, nämlich: Masse ist gleich Energie im Quadrat der Lichtgeschwindigkeit. 1 Gramm Masse entspricht  $9 \cdot 10^{20}$  Energien, das sind 7 Millionen Kilowattstunden. 1 Kilowattstunde an Kraft heißt bekanntlich jene Menge elektrischen Stroms, die imstande ist, eine hundertkerzige Glühlampe eine Stunde lang zum Leuchten zu bringen. 1 Gramm kosmischer Masse enthält demnach soviel aufgespeicherte Energie, daß man damit 7 Millionen derartiger Lampen eine Stunde lang speisen könnte, ohne befürchten zu müssen, daß die verwendete Kraft jemals ein Ende nimmt.

Aus diesem Beispiel kann auf die übrige Kraftmenge der Weltmaterie geschlossen werden; mit unseren Sinnen ist sie nicht zu erfassen. Schon allein unsere Sonne als Kraftquelle heranzuziehen, hieße zu phantastischen Zahlen gelangen, man errechnete nur das Grammgewicht aus ihren  $2 \times 10^{33}$  Tonnen, das heißt die Zahl  $2 \times 10 = 20$ , siebenundzwanzigmal immer mit dem vorhergehenden vergrößerten Faktor multipliziert. Das Endergebnis ist sodann aus Tonnen (20 Zentner = 1 Tonne) in Gramm umzusetzen und diese Pflanzzahl noch einmal mit 7 Millionen zu multiplizieren. Das wären sodann die Kilowattstunden aus der von der Sonnenmasse zu erlangenden Leuchtkraft. Nun ist aber zu berücksichtigen, daß unsere Sonne nur ein winziges Pünktchen im gesamten übrigen Weltall bedeutet. Außer unserer sogenannten „Milchstraße“, die sich aus über drei Milliarden Sternen (zumeist größer als die Sonne) zusammensetzt, entdeckte Magellan die nach ihm benannten „kosmischen Wolken“ des südlichen Himmels in einer Entfernung von 100 000 Lichtjahren und einer Ausdehnung von 14 000 Lichtjahren.

Was will dieser winzige Sternkomplex mit seinen lumpigen paar Billionen Sonnen aber bedeuten im Gegensatz zum Andromedanebel, der eine ganze Million Lichtjahre von uns entfernt ist und einen Durchmesser von 25 000 Lichtjahren hat. Jedoch solche Milchstraßen gibt es im Weltraum Hunderttausende, eine immer noch größer als die andere, jede mit Trillionen riesiger Sonnen gefüllt, deren Lichtstrahl mitunter erst nach 30 Millionen Jahren unsere Erde erreicht. Der Lichtstrahl legt also in der Sekunde rund 300 000 Kilometer zurück; im Jahr macht das

96 Billionen Kilometer und in 30 Millionen Jahren 9,6 Billionen Kilometer mit 30 Millionen multipliziert. Tut man noch ein übriges und verwandelt diese Kilometerzahl in Zentimeter, dann erhält man eine Menge, die kaum noch auszudrücken ist — und doch müssen wir mit ihr rechnen, sobald wir uns mit kosmischen Verhältnissen befassen wollen, denn diese Anzahl Moleküle (nicht Atome) sind in einem Glase Wasser enthalten.

So betrachtet, erscheint es uns nicht mehr so ganz ungeheuerlich, von einer Kraft zu sprechen, die in einem Gramm kosmischer Materie durch Bewegung der Atome und Elektronen entsteht, nämlich 7 Millionen Kilowattstunden. Erklärlich wird uns ferner, daß auf der Oberfläche unserer Sonne eine Temperatur von über 6000 Grad herrscht, im Innern sogar eine Million Grade, am Mittelpunkt die unvorstellbare Hitze von 40 Millionen Grad. Je größer aber ein Körper, das heißt je schwerer seine Masse ist, desto heftiger und wuchtiger werden in seinem Innern nach dem Gesetz der Gravitationswirkung die Atome zusammenprallen und eine entsprechende Menge Energien erzeugen. Unergie ist demzufolge nichts anderes als Druckwirkung; Licht- und Wärmestraahlen sind Nebenerscheinungen dieser Kraft, sie entstehen aus dem Strahlungsdruck und bewegen sich in Wellenform fort, bis sie auf feste Körper auftreffen und zurückgeschleudert werden.

Die eigentliche Grundursache aller dieser Körperbewegungen ist uns leider noch nicht bekannt, trotz unserer Kenntnis, daß es sich um ständige chemische Prozesse und eine Umwandlung der Materie in Energie und dieser Energie wiederum in Materie handelt. Doch wer beeinflusst diese Vorgänge, was ist deren Grundursache? Die Beantwortung dieser Frage neben der Aufklärung aller anderen Erscheinungen müssen wir der ferneren Zukunft überlassen. Hoffen wir, daß es der Forschung gelingt, auch diese Rätsel des Weltgeschehens zu lösen. Hoffen wir, daß es uns damit gleichzeitig gelingt, jene unermeßliche Urkraft, wenn auch nur zu einem allerwinzigsten Teile nutzbringend zu verwerten. Es genügen uns allein schon einige Tonnen jährlich, um alle auf unserm irdischen Planeten erforderliche Kraft überreichlich zu decken.

Ing. C. Redzich.

## Neue Anwendungen des Silica-Gels

Ein sehr seltsamer Stoff ist das in der neueren Zeit hergestellte Silica-Gel; aus kolloider Kieselsäure gewonnen, besitzt es denkbare größte Porosität und, damit zusammenhängend, die wertvolle Eigenschaft, Dämpfe in beträchtlicher Menge anzuziehen, im Innern des Gefäßes festzuhalten und beim Erhitzen wieder abzugeben. Man benutzt es zum Beispiel um die im Leichtgas noch vorhandenen Benzoldämpfe abzuscheiden, um in der Lackindustrie flüchtige Lösungsmittel wiederzugewinnen oder die den Hochöfen zuzuführende Luft vollkommen zu trocknen. Manche Kabelabriken verwenden Silica-Gel, um Kabel vor ihrer Umhüllung mit Blei gründlichst auszutrocknen; es wird dann möglich, für die Zwecke der Isolierung ganz gewöhnliches Papier zu nehmen. In manchen Industriezweigen dient der Stoff dazu, in den Arbeitssälen bei einer bestimmten Temperatur den erwünschten Feuchtigkeitsgrad der Luft zu erzielen. An den Niagarafällen trocknet man mittels des Silica-Gels das durch Zersetzung des Wassers erhaltene Wasserstoffgas, das durch Rohrleitungen zu einem 7 Kilometer entfernten Werk für künstliche Herstellung von Ammoniak geleitet wird. Man vermeidet auf diese Weise die Schwierigkeiten, die sich sonst im Winter durch Eisausscheidungen ergeben. In gleicher Weise verfährt man auch in vielen Werken, die den Handel mit komprimierten Gasen, wie Sauerstoff, Wasserstoff, Acetylen oder Kohlensäure betreiben. Eine weitere Anwendung findet der hochporöse Stoff zur Herstellung bestimmter Kältemaschinen, die sehr einfach gebaut sein können und bereits in Kühlwaggons zur Aufstellung kommen.

Die außerordentlich stark entwickelte innere Oberfläche des Silica-Gels hat auch dazu geführt, dieses als Grundlage für Katalysatoren zu benutzen, das sind Körper, die durch ihre bloße Anwesenheit die chemische Umsetzung zweier Stoffe bewirken, die sonst nicht aufeinander einwirken. Es gelang dadurch in den neuzeitlichen Schwefelsäurefabriken, wo bis vor kurzem noch platinierter Asbest als Katalysator zur Verwendung kam, durch Anwendung platinierter Silica-Gels die Menge des erforderlichen Platins auf den fünften bis sogar auf den zehnten Teil herabzusetzen, was eine beträchtliche Verminderung der Anlagekosten eines solchen Werkes bedeutet.

## Die Fernschreibmaschinen

Eine elektrotechnische Großfirma stellt auf der Leipziger Messe zum ersten Male Fernschreibmaschinen aus, die für manche Zwecke eine wertvolle Ergänzung von Telegraph und Telefon sein dürften. Außerlich einer gewöhnlichen Schreibmaschine ähnlich sehend, ist auch die Bedienung die übliche, dazu kommt, daß zum Anschlagen der Tasten keine größere Kraft als sonst angewendet werden muß. Sollen auf diesem Wege Nachrichten übermittelt werden, so braucht man im einfachsten Falle zwei Fernschreibmaschinen, die beliebig weit voneinander entfernt sein können, aber durch eine Doppelleitung verbunden sind. Beim Arbeiten schaltet man zunächst von der einen, als Sendestation wirkenden Maschine aus die vom Netz gespeisten Antriebsmotoren beider Maschinen ein und schreibt nun auf der Sendemaschine den zu übertragenden Text, der sichtbar auf beiden Maschinen erscheint. Die Fernschreibmaschine wird sowohl zum Senden und Empfangen, als auch zum Empfangen allein gebaut und kann an alle vorhandenen Fernmeldeleitungen angeschlossen und insbesondere auch auf den von der Postbehörde mietweise abgelassenen Leitungen betrieben werden. Im übrigen sind bereits Vermittlungseinrichtungen vorhanden, die — ähnlich denen im Fernsprechtbetrieb — es ermöglichen, eine Fernschreibmaschine mit einer beliebigen anderen der angeschlossenen Maschinen zu verbinden. Handelt es sich darum, von einer Hauptstelle aus gleichzeitig denselben Text einer Anzahl von Nebenstellen zu übermitteln, so braucht nur eine einzige Maschine als Sendemaschine gebaut zu sein. Derartige Anlagen besitzen insbesondere für Polizei und Feuerwehr Bedeutung; denn gerade hier ist es wichtig, gleichzeitig Alarmanrichten an alle Empfänger durchzugeben und diesen die Befehle in eindeutiger schriftlicher Form zuzustellen.

## Metallenes Papier

Das weder zerrissen noch angezündet werden kann, stellt M. U. Schoop, Zürich, her. Nach einem neuen Imprägnierungsverfahren läßt sich papierenes Zinn, Kupfer und Aluminium gewinnen. Das betreffende Metall wird bei entsprechender Temperatur in flüssiger Form übergeführt; mit dem verflüssigten Metall wird dann mittels eines geeigneten Verstäubers die Papiermasse überzogen. Während bei früheren Versuchen die Struktur der Papierfasern stets gelitten hat, wird dies jetzt vermieden. Man wird die Papierplatten, die trotz ihrer Festigkeit außerordentlich elastisch sind, in der Telefon- oder Radiotechnik verwenden, vor allem aber aus kupfernem oder zinnernem Papier Banknoten herstellen, die sich nicht abnutzen und auch nicht leicht beschädigt werden können. Die Fälschung solcher Noten wird durch die Verwendung einer bestimmten Legierung zur Metallisierung des Notenpapiers unter Umständen unmöglich gemacht werden können. Sch.



# Familie und Heim



## Maisfeier - Frauenschicksal

Vier Jahrzehnte brauen nun schon alljährlich am 1. Mai die Freiheitslieder der internationalen Arbeiterklasse in den Weltendome hinein. Es müssen gewaltig geist- und gefühlstarke Männer gewesen sein, die damals - 1889 in Paris - zum ersten Male den Beschluß zu dieser Weltenseier faßten. Auch die deutsche Arbeiterbewegung hat diesen Beschluß angenommen. Und das sagt viel. Die Frau redete damals noch nicht mit in sozialen Kämpfen. Sie war noch das Küchenbrödel, sowohl in der Gesellschaft wie in der Familie. Besonders die Frau in der Arbeiter- und kleinen Handwerkerfamilie war völlig unbeachtet. Sie war damals nur geduldet und leidender, nicht gleichberechtigter und mitkämpfender Teil.

In den vergangenen vier Jahrzehnten aber hat sich manches geändert. Die Geschichte der Maisfeier ward gleichzeitig eine Geschichte der proletarischen Frau. Eine Geschichte jener Frau besonders, die millionenfach im Wirtschaftsleben Seite an Seite mit den werktätigen Männern schafft. Aber auch eine Geschichte der proletarischen Hausfrau, die in diesen vier Jahrzehnten über ihre Rolle als Hausmutter und Gebärmaschine hinauswachsen konnte. Vierzig Jahre Fests der Arbeiter waren eben gleichbedeutend mit vierzig Jahren Kampf der Arbeiter. So wollte es „der Geist der neuen Zeit“, der damals der nach Freiheit und Gleichberechtigung schreiende Geist des erwachenden Volkes war. Schon zur ersten Maisfeier im Jahre 1890 hat es der Dichter Karl Frohme dem Proletariat gedankt in einem herrlichen Gedicht, das er mit folgenden Versen schloß:

Heil, Arbeit, dir! Laß immer thronen  
 Ob dir des wahren Menschentums Geist!  
 Er wird dir danken, wird dir lohnen,  
 Wie er dir jetzt die Wege weist!

Sieh Zeugnis, daß des Unheils Bürde  
 dein Selbstvertrauen nicht erschloß,  
 daß reich du bist an freier Würde,  
 an lauterem Sinn und gült'ger Kraft!

So sollst du, starr in Geistesstoffen,  
 trotz allem Drang und allem Leid,  
 am Werte der Erlösung schaffen,  
 dem die Geschichte dich geweiht.

Und was du busend unternimmest,  
 glaub nicht, daß es vergeblich sei -  
 noch schon vor Festtag wird dir kommen,  
 als dieser heut'ge erste Mai!

Das Proletariat hat sich dem würdig erwiesen. Von des wahren Menschentums Geist war all sein Kampf bestimmt seit jener Zeit, in der es ja auch zum ersten Male anfang, Gewerk-

schaften auf der ganzen Linie zu gründen. Und von aller Anfang an haben diese proletarischen Kämpferscharen gerungen um wahren Menschentum. Kein Unterschied wurde gemacht zwischen beiden Geschlechtern. Stets war verbunden mit dem Rufe nach Freiheit der Arbeit der Ruf nach Befreiung der Frau. Und es ist gerade für die Frau gut zu wissen, daß es August Bebel war, der mit Jules Guesde 1889 den Antrag stellte, der den 1. Mai zum proletarischen Demonstrations- und Weltfeiertag stempelte. Derselbe Bebel, der mit seinem Buche „Die Frau und der Sozialismus“ den geschichtlichen Anhub gab, der die große Bewegung um Gleichberechtigung beider Geschlechter in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft einleitete.

Schon diese Tatsache allein sollte die diesjährige Jubiläumsfeier zu einem Dankfest der proletarischen Frauen werden lassen. Zu einem Dankfest an einen der Bedeutendsten unter den Schöpfern der Maisfeier, an August Bebel, der gleichzeitig der glühendste und kühnste Vorkämpfer für die Befreiung der Frau war. Wer weiß, ob ohne die Maisfeier, der immer ein eigenartiger Zauber proletarischer Schicksalsverbundenheit entströmte und die alle Klassenkämpfer immer aufs neue und enger zusammenzuschweißen konnte, das große Befreiungswort hätte begonnen werden können. Auf alle Fälle fällt ihr, der Maisfeier, das große Verdienst zu, daß das schaffende Volk trotz aller Verfolgung nicht an sich selbst verzweifelte. Der 1. Mai war Jahrzehnte hindurch „der Tag des Proletariats und immer der sichtbarste Inbegriff seines geschichtlichen Strebens.

Welch ein Unterschied ist es doch zwischen der Frau, insbesondere der erwerbstätigen von heute und der vor vierzig Jahren! Trotz des Fortschrittes sind noch große Hindernisse wegzuräumen, bis wir völlig gleichgestellt sind mit dem Manne. Nicht nur gesellschaftlich, auch politisch-rechtlich bestehen noch viele Hemmungen für die Frauen. Man denke nur an das Ehe-recht, Vermögensrecht, Mutterrecht usw.

Wer aber soll uns hier helfen? In erster Linie wir selber. Wir gehören heute alle, alle in die Reihe der gewerkschaftlichen Kämpferschar. Hier müssen wir zusammenstehen mit all den männlichen Kämpfern. Solidarisch mit ihnen uns zeigen, aber auch dafür Gleichberechtigung verlangen. Keine darf diesmal fehlen, wo Maiskämpfer rufen.

Es muß dem allergrößten Teile der proletarischen Frauen möglich sein, diesen einen Tag symbolischem Feiern zu opfern. Alle sollten das tun in dem Bewußtsein, daß so, wie aus einer kleinen Blume ein ganzer Frühling werden muß, auch aus dem Maien-tag von 1890 ein gewaltiger Maienglaube erstand, an dessen Verwirklichung zu arbeiten auch die Frauen berufen sind, weil sich hier nicht nur das Völkerschicksal, sondern gerade das Frauenschicksal entscheidet - und sich zum großen Teil ja schon entschieden hat.

## Ja, ja, die Frauen

Frau Maria lächelte mit Sorgfalt den guten Anzug ihres Mannes, den er gestern einmal ausnahmsweise im Büro angehabt hatte, weil der andere ausgebleicht worden mußte. Rasterte da nicht ab?

Richtig! Mit spitzen Fingern holte sie aus der Innentasche des Jacketts ein dufendes, garzofes Briefchen. Der Umschlag war ohne Aufschrift.

Was für ein Geheimnis tat sich ihr auf? Frau Maria ahnte Schlimmes, und diese Ahnung ließ ihr Herz schneller schlagen. Vorsichtig öffnete sie den Umschlag. Das Briefblatt war mit feiner Frauenchrift beschriftet.

Also doch! Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen! Ihre Sinne wandten, daß sie sich setzen mußte, und mit starren Augen las sie:

Geliebter!

Ich sehe Dich doch am Dienstag bestimmt im Diana-Palast? Wenn Du mir noch ein klein wenig gut bist, dann kommst Du tanzen nicht erziehen, wie hüter ich bereit habe, dich ich auf Deine eheliche Rechte hin nur kleinsten Haß empfangen für die Frau, die Dir bis vor kurzem gehörte. In Ruhe habe ich mir noch einmal alles vor Augen geführt. Deine Liebe, die nicht erlösen kann, und Deine Rechte, in der Du mir die Wahrheit sagst. Ich danke Dir dafür. Du bist, und sei gewiß, daß ich Dich trotz allem lieben muß und lieben werde, solange ich atme. Leben wir doch in einer Zeit, wo man den höchsten Metastrom abspüren soll, um das eigene Ich im verkommenen Chaos der Welt zu behaupten. Und ich bin zu der Einsicht gekommen, daß es besser ist, Liebe zu besitzen, wenn auch etwas Vitterkeit dabei ist, als ihr ganz entzogen zu müssen. Also bitte, verzichte mir meine Gefügtheit und sei am Dienstagabend 8 Uhr im Diana-Palast. Deine E.

Frau Maria war wie gelähmt, kalter Schweiß stand auf ihrer kalten Stirn. War es denn anzunehmen? Ihr Mann, mit dem sie nun fünf Jahre verheiratet war und auf dessen Treue sie geschworen hatte, betrog sie?

Und wer war jene E., die sich in ihre bis jetzt so glückliche Ehe drängte? Die sah trotz seiner Rechte, in der er früher von seiner Ehe gesprochen hatte, zu ihm bekannte, ohne Rücksicht auf die Frau, der er gehörte?

Ein Schöner entrang sich ihrem Munde - mit kritischen Augen blickte sie ihr Spiegelbild. War sie nicht auch noch jung und hübsch? Hatte ihr Mann ihr erst nicht gestern zu versprechen gegeben, daß er bald auf seine hübsche Frau zu, die nach ein jeder für ein junges Mädchen hält? Wann ein Mensch so liegen?

Diese Zweifel und Fragen riefen an Frau Marias Herzen, und sie mußte die Räume zusammenreißen, um nicht aufzukommen wie ein kranker Herr. Denn heute hatte Gluckenshagen rufen sie aus ihrem Schmers. Am ein Uhr kam Herrbert zu Tisch. Sie dachte ihm keine Worte sagen, das hätte er. Und sie wollte nicht wissen sein wie andere Frauen, die durch eigene Schuld ihr letztes Mädchen Glück in Trauer zu bringen. Nein, ganz stillen wollte sie an der Seite gehen, kämpfen wollte sie um ihr Glück und nicht müde zwischen, wie ihr ein streppeloses Mädchen ihren Mann war.

Herrbert kam, freudig wie fast immer, und begrüßte seine Frau mit einem Kuß. Er merkte nicht, wie sie zusammenzuckte, und von ihrer Seite konnte er nichts merken, da sie als lange Frau sprach ein klein wenig Rot auf die Wangen gelegt hatte.

Am Abend, als sie in ihrer gewöhnlichen Ecke unter der Tisch-lampe saß, sah Frau Maria mit schmerzlichen Worten ihren Mann, doch auch wieder mal mit ihr anzusehen. Sie hätte doch gar nicht vom Leben, wäre doch auch noch jung und sie würde sich sehr freuen, wenn er mit ihr mal in den Diana-Palast gehen würde, vielleicht am Dienstagabend.

Gewiss hätte sie in sein Gesicht Würden für seine Mühen gesehen? Nein! Was für ein Schauspiel war es für sie, sein Gesicht durch die Überzeugung und Heiterkeit aus-

zu sein ihr Frauen, sagte er, wenn man denkt, man hat die allerjüngste Frau auf Erden, dann überrascht sie einem plötzlich mit alterhand Winkchen, und dann muß es auch noch gleich sein. Deine Bitte kann ich dir nicht erfüllen, du weißt, Dienstag ist mein Regeltag.

Ja - richtig. Ist er da etwa - schon immer? Sie wagte gar nicht weiter zu denken. Aber sie gab den Kampf noch nicht auf. Einen Augenblick nur ließ sie die Räume zusammen, daß sie knirschten, und dann bettete sie so lange, bis er sehr zögernd, wie ihr schien, ausging.

Dienstagabend - Diana-Palast. Um 10 Uhr schon sah Frau Maria mit ihrem Mann am runden Marmortischchen. Sie hatte sich so schön wie nur möglich gemacht. Was eine Frau doch vermag, wenn es gilt, eine Nebenbuhlerin auszusuchen. Auch ihr Mann empfand ihre Reize und sah sie mit liebenden Augen an. Sie hatte doch recht, die keine Frau, wenn sie einmal aus den Alltagsorgen herausstrebte.

Frau Maria jedoch sah nicht seine Liebe, hörte nichts von der herausgehenden Lust, sie beobachtete die Eingangstür.

Da - trat ein junges Mädel ein. Hierlich, blonder Buschellopf, allerliebst und - allein. Endlich sah sie sich um und legte sich zögernd an einen leeren Tisch. Das war sie! Ganz bestimmt! Frauen fühlen das sofort!

Die kleine hübsche Herrbert noch nicht gesehen zu haben; denn jetzt sah sie die Eingangstür seit ins Auge. Sie wartete - wartete. In Frau Maria Blick triumpf hoch. Wie demütigend mußte es für jene sein, wenn als Antwort auf ihren Brief der Erwartete mit seiner Frau hier saß. Ihr Mann sah mit gleichgültigen Augen über die kleine hübsche. Fast bewundernd mußte sie sein Schauspielertalent. Wie mochte es innerlich in ihm anzusehen?

Da endlich, es mußte denn ihr durch sein, erhob sich die blonde Nebenbuhlerin und trat schüchtern, wie es schien, auf Frau Marias Tisch zu. Sollte sie wirklich die Frechheit besitzen? Das Herz schlug Frau Maria bis zum Hals.

Die kleine Blonde stand jetzt wirklich vor ihnen, grüßte artig und wandte sich mit folgenden Worten an Herrbert:

„Ich, verzichte Sie bitte. Sie sind doch Herr Hellwig und arbeiten mit meinem Väterchen Herrn Brahmmer zusammen, nicht wahr? Hat Ihnen mein Väterchen vielleicht etwas gesagt, daß er heute Abend herkommen wird?“ Sie erstarrte. „Wir hatten uns nämlich etwas gesagt, aber ich habe ihm einen Brief geschrieben, daß ich ihn hier erwarte.“

Erstarrten schaute sie auf Frau Maria, die aufgesprungen war, ihre Hand sah sie mit leuchtenden Augen sagte: „Den Brief habe ich.“ Sie öffnete ihr Handtäschchen und übergab der Fassungslosen den garzofen Brief. Dann beachtete sie auf der Stelle und ihre Wangen glühten auch ohne künstliches Rot.

Herrbert sagte zu der kleinen Blonden: „Wir bringen Sie jetzt nach Hause, meine Frau und ich. Und morgen spreche ich mit Ihrem Väterchen, dann wird alles gut werden. Der Geheimhote hat eben den Brief in mein Jackett gesteckt, hat in das Ihres Väterchens.“ Und zu seiner Frau gewendet, fuhr er lachend fort: „Nun siehst du mal einer der schönen Frauen an; wärst du nicht so lang gewesen, wäre heimlich unser Glück in Schatten genommen.“

Wir sag noch einer was gegen die Frauen! Rosa Kübler.

Die schelten einander egoisten;  
 will jeder doch mit sein Leben spielen.  
 Wenn der was der ein egoist,  
 so denkt, daß du es selber bist.  
 Du willst noch deinen Art beschreiben:  
 Nicht selbst auf deinen Augen sehen!  
 Dann werdet ihr das Geheimnis schenken,  
 euch künstlich untereinander zu nähern;  
 doch kein laßt nicht zu euch herzu,  
 der andern schobet, um etwas zu sein!

§ 218!  
 Die Menschenmütter,  
 Ach sie sind nicht mehr  
 Feitliche Tempel leimenden Lebens,  
 Zolle.

Grete  
 Siebzehn Jahre war sie alt. Arbeiterin in einer großen Schokoladenfabrik. Tag für Tag stand sie an der Maschine und verpackte Schokolade und Pralinen. Manchmal war eine Hemmung an der Maschine. Sie mußte sie dann reparieren. Als ich eines Tages die Maschine wieder reparieren mußte, war die Grete nicht da. Wo ist Grete? fragte ich einen Kollegen, der in der Nähe beschäftigt ist. Sein Gesicht wurde traurig. - Tot! - Tot? Aber die war doch kerngesund! Dann erzählt er mir: Grete ist einmal betrunken gewesen. Ein Junge hat das ausgenutzt. Wir haben Grete gefragt, was mit ihr los sei? Antwort haben wir erst bekommen, als sie to war. Ihre Mutter hat es uns erzählt: Schwache Seite habe Grete getrunken, gesprungen sei sie, mit Stricknadeln habe sie die Frucht vertreiben wollen. - Sie wurde krank. Der Arzt konnte nicht mehr helfen.

Lenne  
 In einer Jugendherberge hatte ich sie kennengelernt. Schön wie der Frühling war sie. Die blonden Haare rahmten um ihren Augen, die klug und froh in die Welt blickten. Jahrelang hatte ich Lenne nicht gesehen. Eines Tages am Arbeitsnachweis sagt jemand: Tag Hans! Ich drehe mich um, Lenne steht vor mir. Aber wie sah sie aus! Die Augen krank und glanzlos. Das Gesicht eingefallen. Was ist denn mit dir geschehen? - Wie bei so vielen jungen Menschen: eine Stunde ohne Besinnung, eine Stunde, wo das Gefühl den Verstand übermannt. Folgen. Versuch der Abtreibung. Die Frucht ging zwar weg, aber Lenne ist krank für ihr ganzes Leben. - „Sieh Hans, ich hätte ja so gern ein Kind gehabt, aber wovon sollte es leben? Ich war doch arbeitslos!“

Maria  
 In einer großen Seidenfabrik steht sie in der englischen Gasse. Groß ist sie und stark, frisch wie eine Ackerhülle im März. Wenn sie über die Straße geht, folgen ihr die Blicke der Männer, begehrend. In zwei Monaten kommt sie nieder. Achtzehnjährige Mutter! In ihrem Wesen noch ein Kind. Geiligt und feilich nicht reif für die Mutterchaft. „Ich habe schon jemand gefunden, der mein Kind an Kindesstatt annehmen will“, sagt sie mir und sie ist darüber ganz froh. - „Heute war der Meister sehr freundlich zu mir.“ - Sie sagt es so hin. Und wie ich sie so betrachte, sehe ich in sie hinein. Sehe den verwunderten Menschen, geloben und getreten von Kind an. Würstchen nach ein wenig Barmherzigkeit und Liebe.

Berta  
 Als ich zu meiner Frau in die Entbindungsanstalt komme, sagt sie mir: „Dort das Mädchen hat eine furchtbare Nacht hinter sich. Ihr Kind lag verkehrt. Sie ist noch matt und erschöpft.“ - „Frau Kraus“ steht über dem Bett. Während der zehn Tage, die sie in der Entbindungsanstalt ist, ist ihr Mann nicht zu Besuch gekommen. Monate später treffe ich sie am Arbeitsnachweis. „Was macht das Kind?“ frage ich sie. - „Es sagt schon Mama“ sagt sie, und über ihr hartes Proletariatgeicht geht ein großes Leuchten. - „Abgesehen bin ich gar nicht verheiratet. Hätte ich das in der Entbindungsanstalt gesagt, hätten diese Christen mich nicht aufgenommen.“

Elise Kuhnle  
 Ich gehe kaffieren. Eine mit Kindern gefüllte Wohnung. Nicht Kinder sind darin. Alle von der jetzt siebenunddreißigjährigen Mutter. Vier sind ihr schon gestorben. Derb ist ihr Gesicht. Wie eine alte Frau sieht sie aus. Ihr Mann verdient vierzig Mark in der Woche. Es fehlt am Notigsten. - Wer weiß, vielleicht bekommt sie im nächsten Jahre wieder ein Kind.

Wer aber kann mit ruhigem Gewissen von ihr verlangen, sie solle noch ein Kind austragen? Was will ein Staat mit Menschen, die in ihrer Jugend nicht satt zu essen hatten, die keine Kraft in den Knochen haben? Was will er mit körperlich und seelisch ver-nichteten Menschen?

Indessen, der Paragraph 218 gehört zum Bestand der kapitalistischen Gesellschaft. Er verbürgt billige Arbeitskräfte und Kanonenfutter. - Wir aber, die wir Kopf und Hände freihaben, die heute unter ungläublich besseren Verhältnissen den gewerkschaftlichen und politischen Kampf führen können, wir sollten unsere Kraft einsetzen für eine bessere Ordnung, eine Ordnung, die einen Abtreibungs-paragraphen nicht braucht.

Hans Döhrenbusch

Junge oder Mädchen?  
 Bisher erschien die jede werdende Mutter so brennende Frage, wie man es anstellen könne, einen Jungen zu bekommen, un-lösbar - bis ein Zufall einen Fingerzeig bot. Dem künigsberger Gynäkologen Professor Unterberger, dem es von der Tier-medizin her bekannt war, daß sich die Unfruchtbarkeit von Kühen durch Spülungen mit doppelkohlen-saurem Natron beheben lasse, kam wie die Umchau in Wissen und Technik unweit, der Gedanke, das gleiche probate Mittel auch Frauen zu empfehlen, die die Quise des Arztes gegen ungewollte Unfruchtbarkeit antreiben. Der Forscher jetzte seine Gedanken bei nächster Gelegenheit in die Tat um - mit dem durchschlagenden Erfolge, daß die ersehnte Schwangerschaft auf-johnellste eintrat. Höchst auffallend und den meisten Eltern sehr er-wünschelt war der Umstand, daß die Neugeborenen überdies durchweg Knaben waren!

Dies schien nicht mehr Zufall, sondern ein Gesetz zu walten. Unterberger ging daher noch einen Schritt weiter und empfahl mit gewissen Abänderungen die Zufuhr von doppelkohlen-saurem Natron auch Eheleuten, die bis dahin nur Töchter gezeugt hatten und Schwin-deln nach männlicher Nachkommenchaft verpörrten. Der Erfolg blieb unermüdet der gleiche: In 53 Fällen wurde ausnahms-lös ein Junge geboren!

Im angeführten Falle Frauen einen Rat zu erteilen, die sich - vielleicht nach der Geburt eines Jungen - nun auch ein Mädchen wünschen, fühlt sich der Forscher zurecht noch außerstande, obwohl ihm auch hier bereits theoretische Möglichkeiten vorstehen. Da jedoch diese Fälle viel seltener eintreten, hat es mit der Lösung dieses Problems keine Eile.

Selbstfalls liegt hier, falls sich die aufseherregenden Verläufe des künigsberger Forschers auch weiterhin bestätigen sollten, eine Überdeutung von noch gar nicht abguklärender Tragweite vor, deren Auswirkung wir aufs höchste gespannt sein dürfen. Dr. R. & G.

Linkshändigkeit  
 Eine angeborene Eigenheit wie die Linkshändigkeit soll und kann nicht durch Strenge und Gewalt bei der Erziehung ausge-trieden werden. Daburch werden dem Kinde Demunungen be-bracht, die seine volle, auch geistige Leistungsfähigkeit herabsetzen. Zumeist trifft man vielfach das Bestreben, Linkshändige Kinder, unter denen sich viele mit künstlerischen Anlagen befinden, zur Rechtshändigkeit zu zwingen, was durchaus zu verwerfen ist.

Dr. R. & G.

# Ostern des Glaubens an Leben

Feiertage sind zu mehr als zum Ausruhen bestimmt. Sie sollen unseren Geist erheben. Den innerlichen Menschen, der da heute im Alleralltäglichen oft erstirbt, sollen sie herausreißen aus der geistigen Ode. Und wir geben den Feiertagen einen Sinn, daß sie uns ganz, in all unserm verschiedenen Hoffen und Suchen und Sehnen erfassen.

In letzter Tiefe fühlen wir alle eins, und diese letzte Tiefe ist uns Ostern der Glaube an Leben. Auferstehung, Zeug, Sieg des Lichtes: alles aus einer Tiefe, aus einer tiefen, tiefen Liebe zu Mensch, Leben und Recht. Und zu anderem, Neuem, das dieses Ersehnte möglich macht.

Da gehen Menschen festlich gekleidet in die Kirche. Viele nur selten, und nur an den höchsten Feiertagen einmal. Glaubst du nicht, daß sich in ihnen in solcher Auferstehung feiernden Stunde etwas Tiefes des Lebens regt?

Und da frohe Menschen, vom Alltag befreit. Sie schreiten durch die Straßen und wollen wandern. Und Kinder dort suchen vergnüglich ihr Oster. Und das alles im werdenden Zeug. Unter der steigenden Sonne. Mitten im schwellenden Knospen der Bäume und der Blumen. Glaubst du nicht, daß sich da hinter all dem äußerlichen Ostertreiben etwas Tief-Osterliches regt? Etwas von Feiern des Glaubens an das Leben?

Das Auferstehende, das uns untersteht, ist nur das Symbol für das Letzte, das uns eintr. Nenne es Auferstehung, nenne es Licht! Nenne es Sieg über den Tod oder nenne es Recht auf das Leben! Es kommt alles aus der Tiefe. Und lauchst du dem Quell dieser Tiefe, dann hörst du, daß er da in allen gleich klingt.

Jahrhunderte, Jahrtausende hindurch standen Menschen im Banne von Macht. Militärische, wirtschaftliche Gruppen herrschten, und alles Schwelende der Seele, alles Glauben an anderes, an Menschliches, an Leben und Auferstehung ward immer wieder von einem rauhen, vorosterlichen Starren des Daseins erstirbt. Und sie nannten es so oder so und meinten alle das Eine, das da zum freien Aufstiegen noch nicht berufen gewesen ist.

Und nun bricht das starre Eis draußen im menschlich-sozialen Zusammenleben. Die Formen wanken und es wird da etwas wie im werdenden Zeug. Verstehe es, wenn noch nicht alle dieses Wunderworte ganz erfassen, das da geschieht! Lausche der letzten Tiefe deines Bruders, deiner Schwester! Sie meinen wie du. Sie meinen den Frühling. Ostern soll sein! Aber in ihrer durch Jahrhunderte und Jahrtausende geknechteten Seele können sie dieses Große, Niedergeworfene, dieses Erwachen der Menschheit zu Freiheit und Recht nicht fassen.

Diese Knospen da draußen sind weiter als jene, und während sich hier oder dort gar beschreiben die Blüte zeigt, regt sich dort noch nichts. Und dennoch: warte bis morgen, und auch dort ist der Frühling da.

Zeug verlangt Liebe, Menschheitsliebe viel, viel Liebe. Verweifle nicht! Bleibe stark! Glaub' an das Leben! Und war all deine Mühe, den Bruder, die Schwester für die Bewegung zur Freiheit zu gewinnen, umsonst: umsonst! denn noch nicht. Laßt reifen! Und drängt den noch und drängt! Denn der Menschheitsfrühling ist angebrochen. Ostern steigt aus der Geschichte heraus. Und viele der Müden, der Verzweifelden können es nur noch nicht fassen, daß tatsächlich Ostern wir d.

Bleibt stark und kämpft für das Leben! Ihr seid dann die Knospen des Menschheitslebens, an denen eure Brüder endlich erkennen werden, daß der Frühling, ja der Frühling der Menschheit heraufsteigt zum Glück.

Und Liebe wird sein. Und statt der verstehenden, wartenden Liebe wird dann die jauchzende Liebe alle umspannen, die Liebe der Freiheit und der Arbeit in Menschlichkeit.

Dr. Gustav Hoffmann

## Siegreich woll'n wir ...

Dies hier ist eine wahre Geschichte. Ich habe sie in Hamburg selbst erlebt. Und die Geschichte ist noch nicht aus. Doch den Schlüsselpunkt muß ein anderer setzen.

Da sitze ich an einem schönen Sonntagvormittag auf meinem Balkon an der Göttenstraße, leichlich vom Nebelkanal. Den Kanal durchsuchen schlauke Kanus mit frohlichen Menschen. Drüben auf dem Spielplatz befinden sich Fußballspieler im emigen Wettspiel. Und mir gegenüber tönen aus einem schlichten Kirchlein fromme Orgelklänge und die dünnen Stimmen gottesfürchtiger Weier...

Von der Göttenstraße her überquert häufig eine Frau in älteren Jahren die Bismarckstraße. Sie durchschneidet den Gang an dem Kirchhagarten und überquert die Fußgängerbrücke des Kanals. Sie achtet nicht auf den Orgelklang, nicht auf das buntschöne Gewimmel im Wasser und auf dem Spielplatz. Aufmerksam tasten ihre Hände rechts und links am Kanalufer entlang, dann beschattet sie ihr Gesicht mit der Hand, sie wäht die breite hauserlose Hauptstraße hinunter, die im Vormittagssonnenglanz liegt. Sie scheint das, was sie sucht, nicht zu erblicken. Gaitigen Schrittes kehrt sie wieder zurück.

Es ist eine ärztlich gekleidete Frau. Ihr Gang schlottert bornüberbeugt. In der Bismarckstraße kreuzt sie eben querschend und links ein Straßenbahnwagen die Göttenstraße. Aufmerksam fahrt die Frau durch die Scheiben des Wagens, ihr Blick mußt prüfen auch die auf dem Perron Sichenden, dann überquert sie die Straße und verschwindet bald hinter den Bäumen, die den Fußsteig der Göttenstraße umsäumen.

Mein Blick wendet sich wieder dem Gewimmel in meiner Umgebung zu. Lustig durchsuchen die Kanus die Flut. Die Kirche ist aus. Einige Mäntel und Weiblein verlassen gemessenen Schrittes das Gotteshaus. Drüben auf dem Spielplatz ertönt großes Hallo der zahlreichen Zuschauer. Soeben wurde ein Tor geschossen.

Doch was ist das? Auf der Brücke taucht schon wieder jene Frau auf. Wieder überquert sie die Brücke, wieder spähen ihre Blicke nach allen Richtungen. Und wieder kehrt sie anscheinend enttäuscht zurück, wieder verschwindet sie hinter den Bäumen.

Einige Tage darauf komme ich spät in der Nacht aus einer Versammlung. Die Bismarckstraße ist fast menschenleer. Hell scheint der Vollmond herab und mindert das Licht der Straßenlaternen in erfolgreichem Wettbewerb.

An der Ecke der Göttenstraße tritt mir eine Frau entgegen. Ich erkenne in ihr jene Tagewandlerin vom Sonntag. Sie mußtert mich mit unruhig flackerndem Blick aus halbverlorenen Augen. Ihr Gesicht ist grauweiß und zitternd. Es wird umflattert von wirren, grauen, ungepflegten Haarsträhnen. Die Kleidung ist unsauber und unordentlich.

Wahrscheinlich, sie spricht mich an, und zwar mit heiserer, halblauter Stimme: „Wissen Sie nicht, ob heute noch Bahnhof Sternschanze ein Fernzug einläuft?“

„Nein, das glaube ich nicht. Dazu dürfte es zu spät sein.“

„Danke.“

Vornüberbeugt schlurft die Frau mit schweren Schritten über die Straße und verschwindet im Schatten der Bäume.

Und am nächsten Tage sehe ich in später Nachmittagsstunde schon wieder jene Frau in ihrer häßlichen Weg nehmen über die Göttenstraße. Wieder dieses rezentatlose Spähen nach rechts und links, wieder enttäuschte Schritte zurück, wieder dieses aufmerksame Abtasten eines Straßenbahnwagens mit den Augen.

# Constantin Meunier

Im April sind 25 Jahre seit Meuniers Todestag verstrichen. Seiner mühen die Arbeiter gedenken.

Die Kunst des 19. Jahrhunderts war ganz zu einer Burg-angelegenheit des überfälligen Bürgerturns erniedrigt worden. Sie bielte lediglich der ästhetischen Verzerrung einer Gesellschaftsricht, deren Dasein nur durch die mühselige Sklavenarbeit des Proletariats ermöglicht und garantiert wurde. Der arbeitende Mensch in seiner Arbeit, mit seinen Alltagsorgen, seinem dumpfen Groll gegen das schicksalsschwere, lustlose, inachtende Dahinvegetieren fand keinen Eingang in den Gestaltungsbereich der bildenden Kunst. Erst als die französische Revolution das Erwachen des sozialen Bewusstseins hervorrief, beginnt, wenn auch am Anfang ein wenig unbeholfen, der arbeitende Mensch als handelnde, leidende und später selbstbewusste und aufbegehrende Kreatur Eingang zu finden. Die fortgeschrittene Entwicklung der naturbewältigenden Technik Europas mußte den Arbeitsflaß, der mit Schweiß und Blut die Grundlage der künftigen Industrialisierung bildete, in den Vordergrund rücken. Die Götter Griechenlands waren aber nicht mehr die Götter des kapitalistischen Europas und der sorglos heitere Himmel, der über die Akropolis wehte, nicht der Himmel der Fabriken. Einer der wenigen, die sich nicht mit den reizvollen Stilleben und Akribieren begnügen wollten und sich die Gestaltung der rauhen, oft farbigen, oft wenig geschmackvollen, aber doch heroischen Wirklichkeit zur Aufgabe machten, war Constantin Meunier.

Als jüngstes von sechs Kindern, denen der Vater, der Steuer-einknehmer gewesen war, schon früh verstarb, ist Meunier am 12. April 1831 in Etterbeek, einer Vorstadt Brüssels, geboren. Die Mutter und die Schwestern mußten sich als arbeitslose Modistinnen durch das Leben quälen. Sein ältester Bruder, Jean-Baptiste, war ein bekannter Kupferstecher geworden. Er war es auch, der die ersten Zeichnungen des jungen Constantin verbesserte und ihm, indem er ihn eines Abends in die Gipsklasse der Akademie mitnahm, den Eintritt in die Kunst ermöglichte. Constantin Meunier wird dortselbst Schüler des Bildhauers Fraikin, bei dem er es drei Jahre als eine Art Mädchen für alles aushielt. Von Natur aus mit tiefer Ernsthaftigkeit beschwert, widerstrebt es dem jungen Constantin, dem wohl die heitere Schönheit der griechischen Antike als Vollenbung alles künstlerischen Strebens galt, sich mit den öden, schwächlichen, epigonenhaften Modellkompositionen nach rühmreichen Vorbildern zufriedener zu geben. Es drängte ihn nach Gestaltung erlebter und erfüllter Wirklichkeit. Nachdem er als Zwanzigjähriger zum ersten Male eine Statue unter dem bezeichnenden Titel „La Guirlande“, eine belanglose Schularbeit im Stile Fraikins aufstellte, kehrte er der von der Akademie gepflegten und von den Salons gemünsteten antikisierenden Gips- und Marmorbilderei den Rücken und wurde — Maler. Hiermit glaubte er dem Herzen der Wirklichkeit näher zu kommen. Die Freundschaft mit Charles de Groux, der, von Courbet und dem frühsozialistischen Ideen beeinflusst, einem ausdrucksvollen Realismus huldig und der als der eigentliche Begründer der Arme-Leute-Malerei gelten kann, ist auch in künstlerischer Beziehung nicht ohne Einfluß auf Meunier geblieben. Sein späterer Biograph Camilla Demoussier riet ihm, in die Industriegebiete und Bergwerke seines belgischen Vaterlandes zu gehen. Hier, in der Arbeiter- und Kohlenhölle des lütticher Landes und der Umgebung von Mons, wäscht er zu dem Geißler, den wir in familiärer Zuneigung lieben. Kohlenbergwerke, Fabriken, Eisenbahngänge, Hosenanlagen, Walzwerke, Hochöfen, dazwischen die roten Ziegelbächer der Industriedörfer, Glasbläser, Hammereschmiede, heim-

lehrende Arbeiter der Höfen, der Eisenhütten, der Ziegeleien, von Werktagstron geräucherte Frauen und Mädchen, über denen allig der von Feuer und Qualm zerrissene, verrückte, veraschte Himmel liegt, formt er in Öl, Pastell oder mit dem Kohlenstift, dem er etwas Not verleiht, zu einer verruchten und gleichzeitig großartigen Welt, in der die Bemühtigkeit der gemühtigten Naturkräfte, aber auch die Barbarei der unfreien Erwerbsarbeit triumphiert. Es sind Werke, die in ihrer ausdrucksvollen Bewegtheit und Einfachheit einzigartige Dokumente, nicht nur von künstlerischer, sondern auch von sozial-geschichtlicher Bedeutung sind, und die die Zeiten überdauern werden. 55jährig kehrt dann Meunier wieder zur Bildhauerei zurück und die Holzzeit wird zur Meissezeit seiner künstlerischen und menschlichen Entwicklung. Dieser Zeit verdanken wir die Entstehung der vielen Plastiken, die Meuniers künstlerische Bedeutung und seinen Ruhm über die Grenzen seines engeren Vaterlandes trugen. In der großen Familie der Arbeiter wurzelt er ganz. Es entstehen: „Der Puddler“, der „Hammereschmied“, der „Wagträger“, die ergreifende Bronze-gruppe „Opfer der schlagenden Wetter“ und die nicht weniger ergreifende Gruppe „Erwengas“ u. a. Aus seinen steinernen und metallenen Statuen und Reliefs klingt der neue soziale Geist, der schon durch Emile Zolas „Germinal“ als die Morgenröte der arbeitenden Menschheit heraufbeschworen wurde. Meuniers Arbeiter-gestalten litaneien nicht mehr um einen verlorenen Himmel, sie sind von härterer Form, sie lassen sich nicht mehr in den Staub werfen. Meunier ist schon Kinder des neuen Kraftgefühls einer erwachenden, sich selbst befreienden Menschheit. Obwohl fast alle seine Figuren nicht über 60 bis 60 Zentimeter Höhe hinausgehen, sind sie schon von monumentaler Großartigkeit.

Das unvollendet gebliebene „Denkmal der Arbeit“ sollte die Lebensarbeit dieses Künstlers in einem großangelegten Werk zusammenfassen. Vier mächtige Reliefs (die Industrie, der Verkehr, die Landwirtschaft und Heimkehr der Vergleute darstellend) sollten von überlebensgroßen Arbeitsgestalten gekrönt werden. Meunier widmete sich fast das ganze letzte Jahrzehnt seines Lebens diesem gewaltigen Monument. Verhandlungen betr. des Ankaufs durch den Staat scheiterten wohl aus politischen Gründen. Die literale Kameradschaft fürchtete, daß dieses „Denkmal der Arbeit“ als Verherrlichung der Arbeiterpartei angesehen werden könnte und wollte (und konnte) es nicht auf eine solche zweifelhaft wirkungsloske Demonstration der nicht mehr aufzubaltenden Idee eines neuen Selbstentums der Arbeit ankommen lassen. Obwohl Meunier von jüher Natur war, riß ihn doch der Tod aus seiner Arbeit, die in all der Vielfältigkeit der künstlerischen Gestaltung dem erwachenden Arbeiterstand als dem Träger einer menschlichen sozialen Kultur gewidmet war. In den Armen seiner Tochter und seines Freundes, des Landschaftsmalers Verhephen, verschied er am 4. April 1905.

Wahrlich, ewiglich und umgeben von wähernder Dankbarkeit wird er und sein Werk im Herzen des Proletariats fortleben. In den Museen in Brüssel, Paris, Dresden, in der Berliner National-galerie und in der Kunsthalle in Hamburg sowie vielen anderen deutschen und ausländischen Kunstsammlungen fanden sie Auf-stellung. Über Knoschenschaft, Feigheit, Verrat, Vergleube triumphiert immer wieder der fleißigbemühte heilige Lattwille der arbeitenden Menschheit, der, verbrüdet mit den Meunierischen Fischern, Hafenarbeitern, Feigern, Mäherinnen, Vergleuten, Müttern, Greifen und Kindern, wie aus dunkler Tiefe aufbricht und den Sommer schwingt... Walter G. Oschilewski

Ein Barbier weiß alles, was im Bereiche seines Wirkungs- und Kundenkreises vor sich geht. Manches weiß er allerdings nur halb-richtig. In diesem Falle aber wußte er genau Bescheid, als ich ihm, in hellem Seifenschäume glänzend, meine Beobachtungen an jener Frau mitteilte.

„Ach, das ist ja die Frau von schrägüber. Die erwartet ihren Sohn aus dem Weltkrieg.“

Und nun erzählte er mir das Drama dieses Einzelschicksals. Der Sohn sei aus dem Felde als vermählt gemeldet worden. Irgeendwo verschüttet und längst verkauft. Eine solche traurige Erkenntnis gibt für diese Frau nicht. Sie erwartet ihren Sohn. Und mit den Jahren haben sich alle ihre Gedanken, alle ihre Sinne nur auf diesen einzigen Punkt konzentriert.

Die Mutter erwartet ihren Sohn. Er muß eines Tages wieder-kommen. Sie schreitet alle Straßen und Wege der Umgebung ab, um ihn endlich in ihre Arme schließen zu können. Jeder Straßenbahn-wagen, jedes Auto wird mit forschenden Blicken abgetastet. Einmal muß er kommen. Sie steigt in die Straßenbahn, fährt zum Bahnhof und fragt dort, wann der nächste Zug aus Köln eintrifft. Sie löst eine Wagnissteigkarte und sucht nach dem Eintreffen des Zuges mit fieberschafnen Blicken ihren Sohn. Sie kehrt unrichtigster Sache zurück. Sie sucht nochmals alle Straßen in der Umgebung ihrer Be-hausung ab. Sie steigt die Treppen hinauf in ihre Wohnung. Viel-leicht ist er bereits da. Er ist nicht da und nach einer halben Stunde zwingt es sie mit unwillkürlicher Gewalt wieder auf die Straße.

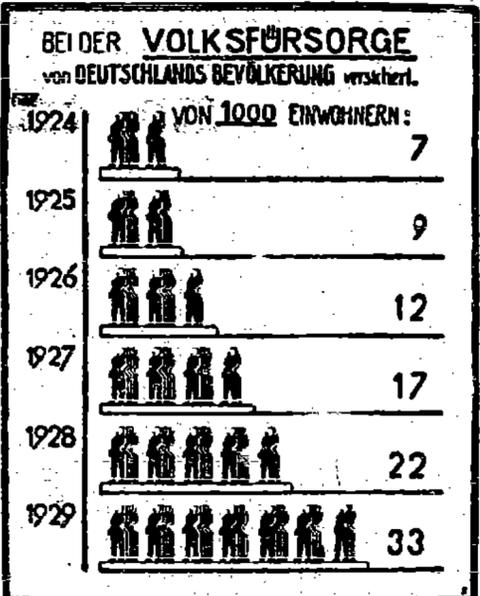
Wieder das awedlose Suchen auf und ab. Witten in der Nacht bringt sie aus dem Bett und kleidet sich oberflächlich an. Wieder treibt es sie auf die Straße. Sie sucht, sie sucht. Die Pflege ihres Körper, Nahrung und Kleidung sind Nebenache geworden. Sie sucht, sie sucht bei Tag und bei Nacht, einmal muß er ja kommen. Und dieses Martyrium schon über ein Jahrzehnt. Der Geist dieser Frau ist in Nacht gelauert. Ihr Mann läßt sie gewähren. Was soll er auch tun? Die Wirtschaft verkommt. Und nur ein Lichtstrahl durchbricht das Dunkel dieser Frau. Einmal muß er kommen. Das erzählt sie, das zwingt sie mit unwillkürlicher Gewalt immer wieder auf die Straße, auf die Bahnhöfe, in die Straßenbahnwagen...

Der Körper verfallt dabei. Wie lange wird diese Frau ihr laut-loses Martyrium forsetzen, bis der Körper dem Dienst verjagt? Und wird es sie dann nicht trotz aller Schwäche wieder auf die Straße treiben zu nutzlosen Suchen? Sie wird suchen, bis sie zusammen-bricht und der Tod sie erlöst...

Und aber, auch urkautonischen Mannen vom Stahlhelm und Hakenkreuz, die ihr in erster jugenchaften Unerfahrenheit, verführt durch verbrecherische Demagogie, begeistert brüllte: „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen“ — auch sollte man dieses unglückliche Weib auf den Tisch des Hauses niederlegen, wenn man auch bei alkohol-begeistertem Vankelt schmetternde Kriegesreden hält, und dann sollte man auch das Drama dieser verfallenden, stillen, ewig jugendlichen Duldlerin in all feiner Grausamkeit schädern. Und man sollte auch sagen: „das ist eine von tausenden“. Aber viele Tausende tragen ihr Los nicht so schicksalsgebudig wie diese Unglückliche. Sie suchen dem Kriege.

Vielleicht würde mancher von euch Einsicht halten. Denn es ist nicht anzunehmen, daß bei auch jede Vernunft und alles menschliche Mitleidsfinden zu den Wölfen gestohen ist. Ihr würdet vielleicht doch das Hakenkreuz auf den Bescheid werfen und einen Haken am frisch-frohlischen Krieg finden, den auch die Glappenhengste aus jener „glor-reichen“ Zeit so begeistert schädern. Ihr würdet vielleicht doch etwas nachdenken, wenn auch solchergestalt der Menschheit ganzer Jammer in die Brust krallte, denn völlige Gefühlslosigkeit gegenüber der Grausamkeit des Krieges und dem Jammer anderer Menschen haben nur rohe Denker und brutale Landstreichsnaturen. T e f e.

Die ökonomische Befreiung der Arbeiterklasse ist das große Ziel, dem jede politische Bewegung als Mittel zu dienen hat. Alle Befreiungsversuche der Arbeiter scheiterten bisher an der Uneinigkeit der Arbeiter... Diese Uneinigkeit kann nur durch ein planmäßiges Zusammenwirken der Arbeiter aller Länder beseitigt werden, durch ein organisatorisches Zusammenfassen der gesamten Kräfte des Weltproletariats. Und gerade im Interesse dieser Zusammenfassung ist die Überwindung jeder trennenden nationalen und konfessionellen Schranke geboten. Paul Kampffmeyer



Der Aufstieg der Volksfürsorge, Versicherungsgesellschaft der freien Gewerkschaften und deutschen Konsumgenossenschaften, ist un-berkenbar. Waren Ende des Jahres 1924 mit 1000 Einwohnern des Deutschen Reiches nur 7 bei der Volksfürsorge versichert, so ergab sich Ende des Jahres 1929 mit 33 von 1000 Einwohnern schon ein wesentlich besseres Bild. Kein anderes Versicherungsunternehmen in Deutschland kann eine derartige Entwicklung aufweisen.

Was muß man von der Volksfürsorge wissen? Im Gegensatz zu anderen Gesellschaften, die bedingungs-gemäß die Möglichkeit der Umwandlung in eine prämiensfreie Versicherung erst nach Jahren vorziehen, läßt die Volksfürsorge die Umwandlung von Volksversicherungen in prämiensfreie Versicherungen bereits im ersten Versicherungsjahre zu. Die Versicherungssumme dieser prämiensfreien Police bemittelt sich nach den von dem Versicherungsnehmer eingezahlten Prämien und kommt unter denselben Voraussetzungen zur Auszahlung, wie bei der ursprünglich bean-tragten Versicherungssumme vereinbart (vergleiche § 6 der Volks-versicherungsbedingungen).

Auch in der Lebensversicherung sind die Bedingungen der Volks-fürsorge zur Vermeidung eines vorzeitigen Verfalls einer Versiche-rung günstiger als bei den anderen Gesellschaften. Die Umwandlung wird überhaupt nicht von dem Ablauf einer bestimmten Frist ab-hängig gemacht, sondern von einer Prämienleistung, die in der Regel schon im zweiten Versicherungsjahre erfüllt ist (vergleiche § 4 der Lebensversicherungsbekingungen).

Gleich vorteilhaft unterscheiden sich auch die Bestimmungen über das Kündigungsgerecht des Versicherungsnahmers bei der Volksfürsorge und den anderen Gesellschaften. Bei einer ein-zeitigen Aufhebung des Vertrags läßt sich ein mehr oder minder großer Verlust für den Versicherten nicht vermeiden, da die Gesell-schaft nicht die verauchteten Aufschläge für Verwaltungskosten und Risikoanteile zurückgewähren kann. Während aber bei den anderen Gesellschaften ein Rückkaufrecht erst nach dreijährigem Bestehen der Versicherung geltend gemacht werden kann, ist der Versicherungs-nahmer bei der Volksfürsorge — soweit die Volksversicherung im Ver-tracht kommt — berechtigt, schon zum Schluß des ersten Ver-sicherungsjahres zu kündigen. Die Kündigung einer Lebens-versicherung ist zum Schluß eines jeden Quartals zulässig. Es muß aber in Rücksicht auf die oben begründeten unvermeidbaren Verluste vor einem Rückkauf nachdrücklich gewarnt werden.



# Verbandsleben



## Winke für Redner

Als hier von unserer Wirtschaftsschule in Dürrenberg die Rede war, wurde mehrfach die Einrichtung eines Rednerkurses gewünscht. Auf die Schwierigkeiten, die der Erfüllung dieses Wunsches entgegenstehen, hat feinerzeit Engelbert Graf, der Leiter der Schule hingewiesen. Damit indessen glaubt sich eine Anzahl von Verbandsmitgliedern nicht zufriedengeben zu können, wie noch immer während einlaufende Schreiben dartun. Den Schreibern ist es, wie uns dünkt, weniger um einen vollgewichtigen Rednerkurs zu tun, sondern eher um praktische Anweisungen für diejenigen, die in die Lage versetzt sind oder jeden Tag versetzt werden können, öffentlich zu reden, einen Bericht zu erstatten oder gar einen Vortrag zu halten; es ist ihnen um Winke für den Anfänger zu tun.

Dafür gibt es nun allerdings ganz vorzügliche Schriften. Es sei nur an den Referentenführer von E. Davis erinnert, der jetzt bei J. H. W. Diez, Berlin, in neuer Auflage erschienen ist. Überdies gibt es noch mannigfache Veranstaltungen, wo die Kunst der Rede gelehrt wird. Ein großer Teil der Arbeiter aber kann sich dieser Möglichkeiten nicht bedienen, sei es, weil er kein Geld dafür hat, sei es, weil in den kleineren Orten die Gelegenheit fehlt. Dem Bedürfnis dieser Kollegen könnte natürlich auch ein Kurs aus unserer Schule nicht viel nützen, weil dort hin ja immer nur eine kleine Zahl kommen kann. Nun wollen aber gerade die Kollegen in den kleineren Orten Rat und Weisung für öffentliches Reden. Das sehr begreiflich ist, da sie ja mehr als ihre glücklicheren Genossen in der Großstadt auf sich selbst angewiesen sind. Schon das Betriebsratwesen mit seinen Werkstattversammlungen heißt jetzt auch in jedem kleinen Orte einen Stamm von Kollegen, die der Rede einigermaßen mächtig sind, von den politischen Notwendigkeiten ganz zu schweigen.

Auf alles dies und ähnliches mehr wird in den Schreiben hingewiesen und zur Begründung des Wunsches angeführt. Wir glauben daher nicht umhin zu können, den Kollegen Rechnung tragen zu sollen. Wir haben dafür die „Kurze“ (gefürzt und für deutsche Verhältnisse etwas gemodelt) genommen, die der P. L. B. die Monatschrift der englischen Arbeiter-Abolitionisten, in seinen letzten Nummern brachte. Es ist wohl nicht nötig, noch besonders darauf zu verweisen, daß wir nur Winke geben, die dem Anfänger dienlich sein können, nicht ihn aber zum „großen Redner“ zu machen und vermessen, denn hierfür braucht es noch manches andere, was nirgends gelehrt werden kann.

Schriftleitung

### Der erste Schritt

Wiel mehr als früher fühlt sich der Arbeiter veranlaßt, öffentlich zu reden. Er soll seine Meinung in der Betriebsversammlung wie in der Gewerkschaftsversammlung sagen, und bei großen politischen Versammlungen möchte er die Ausführungen eines Redners ergötzen oder widerlegen, und schließlich soll er von einer Monatsversammlung über oder gar einen Vortrag halten. Das sieht sich ganz einfach an, ist aber für den Unbewanderten verhältnißmäßig schwer. Was Wunder, daß der Arbeiter den bescheidenen Wunsch hat, eine Anleitung zu erhalten, wie er seine Gedanken schlicht, aber eindringlich ausdrücken kann. Und die ganz Euphorischen möchten gerne wissen, wie man ein großer Redner wird.

Es wird gut sein, wenn sich der Arbeiter nicht zu hohen Erwartungen hingibt. Selbst das eifrigste Studium vermag nicht immer aus einem sonst begabten Menschen einen guten Redner zu machen. Immerhin können sich einigermaßen gebildete Menschen soweit herablassen, daß sie imstande sind, eine Sache rednerisch klar und logisch darzustellen, also in gewissem Sinne Redner zu werden. Auch der Schüchternste kann den Mut zu öffentlicher Rede aufbringen.

Nur darf nie vergessen werden, daß eine Rede etwas anderes ist als nur ein Gedächtnis. Und mancher, dem die Natur ein flüssiges Mundwerk beschied hat, magst gar keinen Eindruck; er beginnt als Schwächer und endet als Schwächer.

Die erste Bedingung beim öffentlichen Sprechen ist ein triftiger Grund. Im ersten Augenblick mag dieser Grund wie selbstverständlich scheinen und für überflüssig gehalten werden. Er ist es jedoch nicht. Denn in jeder Versammlung gibt es Leute, die im Vertrauen auf ihre starke Sprache und ihre laute Stimme einfach aufstehen und mit einer Ansprache ansetzen, ohne vorher Stoff und Zweck ihres Redens überlegt zu haben, und die sich einbilden, daß eine geistreiche Rede ihrem Vortritt zur letzten Zeit die nötigen Gesichtspunkte verleihe würde. Aus solchen Reden wird nie etwas anderes als leichtes Geschwätz; eine Reihe abgedroschener Phrasen, die sich als vollendetes Inszenieren entpuppen.

Wir wollen nun annehmen, daß sich der angehende Redner alle Gedanken und Gedanken, die den Grund seiner Ansprache bilden sollen, übersichtlich zusammengestellt hat. Das nächste wäre nun, sich zu entscheiden, wie lange er reden will. Sein Anfänger sollte sich einzeln lassen, eine Rede von einer Stunde halten zu wollen. Für den Anfang genügen 15 Minuten vollkommen. Überdies sollte sich jeder, wo immer es angeht, seine Rede vorher niederschreiben. Das klingt wie Arbeit! Das ist auch Arbeit. Aber öffentliches Reden ist eine Arbeit. Schreibe sehr gewissenhaft Redner schreiben häufig ihre Reden im voraus nieder. Dies soll natürlich nicht besagen, daß der Redner, wenn er erst einmal auf eigenen Füßen steht, einfach Wort für Wort aus seiner Niederschrift ablesen soll. Um Wort für Wort zu hängen, müßte er die ganze Rede auswendig lernen. Das wäre denn doch etwas zu viel Arbeit und die Rede würde sehr holzerne klingen und der Stimmung gänzlich unangebracht sein.

In dem vorherigen Rednerkurs der Rede liegt immerhin ein Vorteil: der Sprecher vermag an der Hand seiner Niederschrift zu orientieren, so nicht einzelne Punkte als schon erledigt zu betrachten sind. Aber auch das. Wenn man aus irgendeinem Stoff im stillen Zimmer nicht schon auf dem Papier eine abgemessene feisende Rede aufbauen kann, wird zum Beispiel das Material oder die anzuwendenden Gründe und Beweise ungenügend sein, so wird der Redner in der Versammlung erst recht nicht dahinter gelangen, daß man einfach aufsteht und sagt: Liebe Kollegen! — — — Ja, der Redner wird in den Augen eines Mannes geraten, der sich selbst gerade reden hört, die Versammlung nur sieht oder ansieht und seine Freunde werden bald seine Freunde sein, weil manches Geschwätz immer jedem lästig fällt.

Einmal weiteren Schritt kann man im nachherigen Rednerkurs der Rede noch dazu erheben, daß der Redner die Möglichkeiten hat, die richtigen Worte an richtigen Stellen wählen zu können, die ihm bei einer Rede aus dem „Sagen“ nicht nicht so ohne weiteres einfallen. Da ein Schreiben nach Worten immer eine fortwährende Überlegung der Rede bedingt, so erreicht der Redner erst die erhoffte Wirkung, wenn er einen richtigen Erfolg. Ist der Redner erst einmal im Stillen gewohnt, kann man sich, wenn man sich nicht fürchtet, zuerst den ersten besten Redner, der ihm einfällt, nach ihm selbst nach die Versammlung durch folgende Worte in der Versammlung bringen.

Ferner hat das Niederschreiben der Rede noch den Vorteil, daß sich die geschriebenen Worte und Sätze während der Niederschrift und beim Durchlesen auf den Gedächtnis übertragen, der als ein sehr wichtiger Gedächtnis dem Auswendiglernen dient. Dann verleiht die Niederschrift dem Redner ein Gefühl größerer Sicherheit und versetzt ihn in die Lage, Mängel und Fehler noch auszumergeln, bevor er die Rede vor kritischen Hörern hält. Man kann den Redner und Verfasser der Rede hier mit dem Autor eines Theaterstückes vergleichen, der in der Hauptrolle immer noch die Möglichkeit hat, irgend etwas Unpassendes an dem Stücke fortzulassen. Auch die Länge seines Vortrages kann der Redner vorher aus der Niederschrift mit der Uhr in der Hand feststellen.

Zwei Möglichkeiten bilden für den aus der Arbeiterklasse stammenden Redner Grammatik und Aussprache. Die Ansprachen der meisten Arbeiterredner sind weit von der Richtigkeit der Grammatik und der der Aussprache entfernt. Es ist zwar ganz natürlich, daß ein Mann, der seine Zeit und Kraft der Lohnarbeit widmet, sich gebiegene Sprachkenntnis und eine einigermaßen dialektfreie Aussprache kaum aneignen kann. Deswegenachtet besagter ihm sein Kollege, der Arbeiter als Zuhörer sehr kritisch. Er erwartet selbst von seinem Werkstattkollegen einen Vortrag, der bis zu einem bestimmten Grade in Grammatik und Aussprache richtig ist. So muß sich der angehende Redner sehr bestrengen, sich ein sauberes Deutsch anzueignen. Ein falsch gesprochenes Wort kann die ernstlichste Wirkung auf die Nachbarn der Zuhörer haben. So gibt auch hier die Niederschrift die Möglichkeit, zu verbessern. Man hat da immer noch Zeit, sich über die Bedeutung von Worten zu unterrichten. Der Anfänger sollte jede Gelegenheit wahrnehmen, guten Rednern zuzuhören und sich alle außergewöhnlichen Worte und deren Aussprache notieren.

Die erste Aufgabe des Sprechers ist, die Überzeugung zu gewinnen, daß er der gestellten oder übernommenen Aufgabe gewachsen ist und daß er sich imstande fühlt, sich anderen gegenüber überzeugend auszudrücken zu können. Der junge Sprecher, dessen ganze Bildung der Volksschule entstammt, zu der dann nach jahrelanger Pause das Studium der sozialistischen Schriften kommt, muß ganz besonders davor gewarnt werden, Worte zu gebrauchen, die er kaum verstanden hat und für welche die Zuhörer kein Verständnis haben. Die meisten sozialistischen Bücher sind überfüllt mit fremdsprachlichen Wörtern. Der Sprecher muß deshalb sein äußerstes tun, diese mit einfach nachzuplappern, sondern sie gänzlich zu vermeiden oder sie an Hand eines Wörterbuchs in einfaches Deutsch zu übersetzen.

Manche Redner glauben, je mehr Fremdwörter sie gebrauchen, desto mehr mache der Glaube an die Tiefe ihrer Weisheit und Gelehrsamkeit. Das ist ein schlimmer Irrglaube. Mit fremden Worten gelangt dem Redner weiter nichts als der Beweis, daß er noch nicht einmal seine Muttersprache beherrscht. Es kann nicht dringend genug geraten werden, jedes Fremdwort — das heißt in diesem Falle jeder Ausdrucks — der nicht allgemein gebräuchlich und allgemein verstanden wird — unbedingt zu meiden. Tut der Arbeiterredner dies, so wird er sich manchen Spott, manche Lächerlichkeit und manchen Mißfall ersparen. Ein Redner ist bei seinen gebildeten Zuhörern unten durch, wenn er mit fremden Sprachbrocken hantiert. Es ist immer peinlich, man bekommt als Zuhörer immer eine Gänsehaut oder muß die Nachbarn abwenden, wenn ein Redner Fremdwörter so häufig ausspricht oder ihren Sinn mißdeutet.

Die Fremdwörtererei ist in der deutschen Arbeiterbewegung besonders arg. Verhältnißmäßig wenig. In ihrer Wege standen nicht Sprachgewaltige von dem Schlage Luther's, sondern Gelehrte, die sich eines Randworts bedienten, das kaum ihr geistiger Kreis verstand, geschweige denn die Volksmasse, für die sie doch schreiben und wirken wollten. Dieses Randwortschicksel ist leider noch heute in dem sozialistischen Schrifttum zu finden, wodurch die Aufklärung der unteren Schichten ungeheuer erschwert und sehr geh- und kraftverwendend ist. Ein Grund mehr für den Arbeiterredner, immer nur die Sprache zu reden, die er selbst und die seine Zuhörer verstehen.

Aus Büchern allein kann niemand sprechen lernen. Man kann sämtliche Werke über Redekunst gelesen haben, ohne auch nur wenige Sätze richtig sprechen zu können. Es genügt nicht zu wissen, wie man Reden halten soll, denn das ist nur ein Teil der zu leistenden Arbeit. Übung ist notwendig, Übung und nochmals Übung! Wer sich einem erfahrenen Lehrer anvertrauen will, kann dies tun oder sich in starrer Selbstkritik aus eigener Kraft entwickeln. Im übrigen aber heißt es gleich beginnen. Warum willst du nicht gleich eine kurze Rede entwerfen, niederschreiben und einstudieren? Du bist kaum wenigstens vorbereitet auf die weiteren Winke und Belehrungen, die wir hoffen, noch geben zu können.

(Fortsetzung folgt.)

### Betriebsratswahl bei Opel

Die große Automobilfabrik von Opel in Rüsselsheim wird von der kommunistischen Presse als Hochburg der sogenannten revolutionären Gewerkschaftsopposition hingestellt. Und vor mehreren Wochen sollte sogar diese Opposition einen heldenmütigen Kampf der Opelarbeiter geführt haben. Dieser Kampf ist nun zwar mißglückt — manna natürlich die, da die Reformisten schon waren. Dieser Kerlen würden aber alle ihre Schandtat bei der nächsten Betriebsratswahl von den revolutionären Opelarbeitern beigegeben werden. Das ist am 1. April geschehen. Die Betriebsratswahl brachte folgendes Ergebnis:

	Stimmen	Reformer	Reformer
Freie Gewerkschaften	4811	16	4392
OPD-Opposition	1463	5	3273
Christl. Gewerkschaften	615	1	597

Als für die „Reformisten“ ein Gewinn von 5 Vertretern, für die Opposition ein Verlust von 3 Vertretern. Und ein solcher Ausgang nach einer „revolutionären Aktion“, nach dem toten Versuch, den Betrieb Opel stillzulegen, und nach so viel stützenden Flugblättern und Reden gegen die „Reformisten“. Das ist total Fein, das ist ganz reformistisch werden!

Die Aussicht, die die Opelischen Arbeiter bei dieser Betriebsratswahl bewiesen haben, wird sich zu ihren Gunsten auswirken. Denn durch die Neuwahl der freigezwungene Betriebsräte ist eine sichere Möglichkeit gegeben, die Sache der Arbeiter zu verfechten. Das wird uns so eher der Fall sein können, wenn die Betriebsratswahl eine Annahme der freien Gewerkschaften im Opelbetriebe im Gefolge hat.

### Früh Donath Jubiläum

Am 1. Mai begeht Frig Donath sein zehnjähriges Dienstjubiläum. Demnach der von Beruf Metallarbeiter war, ist in diesen 25 Jahren weichen Jahren der Metallarbeiterbewegung bekannt geworden. Er war Betriebsratsmitglied in Hagen i. R. wurde in der Bezirksleitung Düsseldorf einige Jahre, wo darauf der neugegründeten Betriebsratsstelle in Hagen i. R. auf die Reihe zu kommen. Seit 1918 ist er in seiner amtlichen Heimat, in Hagen als Betriebsratsmitglied tätig. Seit diesem Jahre gehört Donath dem erweiterten Vorstand unseres Verbandes an und war auch wiederholt Vertreter auf den Verbandskongressen. Dem Jubiläum die besten Wünsche für sein weiteres Wirken.

## Mitteilungen des Vorstandes

Telegrammadresse: Metallvorstand Stuttgart  
Telephon-Nummern C.-U. 62841, 62842, 62843  
Mit Sonntag dem 20. April ist der 17. Wochenbeitrag für die Zeit vom 20. bis 26. April 1930 fällig.

Mitglieder, die auf die Reise gehen oder den Arbeitsort wechseln haben sich bei der Verwaltungsstelle ihres bisherigen Aufenthaltsortes unter Vorlage des Mitgliedsbuches abzumelden. Mitgliedsbücher, die diese Abmeldung nicht enthalten, können von keiner Verwaltungsstelle zur Anmeldung entgegengenommen werden, auch darf auf solche Mitgliedsbücher kein Mitgliedsbeitrag erhoben werden. Die Überendung des Mitgliedsbuches an die frühere Verwaltungsstelle zum Zwecke der Abmeldung ist kein Rückporto beizulegen, auch dann wenn diese Überendung durch eine Verwaltungsstelle erfolgt. Die Postkosten gehen zu Lasten des betreffenden Mitgliedes.

### An die auswandernden Mitglieder

Mitglieder, die im Ausland reisen und kein Reisegeld erheben sowie keine Beiträge bezahlen können, müssen zur Erhaltung ihrer Mitgliedschaft, unter Einwendung ihres Mitgliedsbuches, beim Verbandsvorstand in Stuttgart Stellung der Beiträge beantragen. Im Ausland arbeitende Mitglieder, die an ihrem Arbeits- oder Wohnort einer Metallarbeiterorganisation nicht beitreten oder einer solchen nicht übertreten können, haben sich nach § 5 Abs. 5 und § 94 des Verbandsstatuts unter Einwendung ihres Mitgliedsbuches beim Verbandsvorstand als Einzelmitglied anzumelden. Bei Nichtbeachtung dieser statutarischen Bestimmungen erlischt die Mitgliedschaft und kann nach etwaiger Rückkehr die erloschene Mitgliedschaft nicht fortgesetzt werden. Die Ortsvereinigungen werden dringend gebeten, die Kollegen, die sich zu einer Reise ins Ausland oder zur Auswanderung abmelden, auf die statutarischen Bestimmungen aufmerksam zu machen.

Gestohlen wurde:  
Mitgliedsbuch Nr. 4974514, lautend auf den Schmid Hermann Pieper, geb. am 29. September 1876 zu Weibach (Wegscheid), Stuttgart, Rüdterstraße 18.  
Der Verbandsvorstand

## Zur Beachtung! • Syngug ist fernzubalten:

von Bananschlagerern nach Berlin (Westermann & Dörner) D.; von Carosierarbeitern aller Branchen nach Basel St.; von Metallarbeitern nach St. Louis in Ober-Ohio (H. Schmidt, Aluminiumfabrik) D.  
A = Lohnbewegung; D = Differenzen; St. = Streit in Stadt; Et = Streit; M = Maßregelung; Mi = Mißstände; A = Ausperrung.

### Wilhelm Schneider-tot

Wilhelm Schneider, Kassier der Verwaltungsstelle Kiel, hat für immer die Augen geschlossen. Am 1. April trat er in den Ruhestand, wozu ihn Krankheit zwang, und schon am 4. April schied er aus dem Leben. Ein arbeitsreiches Proletarierleben hat seinen Abschluß gefunden. Schneider hat ein Alter von 62 Jahren erreicht. In Aßchersleben geboren, lernte er Dreher und kam auf seiner Waise nach Kiel. Auf der Kaiserlichen Torpedowerkstatt Kiel-Friedrichsort bekam er Arbeit und da er schon seit 1891 dem Deutschen Metallarbeiter-Verband angehörte, wirkte er auch auf seiner Arbeitsstelle für seinen Verband. Dabei ging er beharrlich zu Werke, er setzte es durch, daß die Direktion, die aus Militärs bestand, einen Arbeiterausschuß anerkennen mußte. Schneider wurde Mitglied des neuen Arbeiterausschusses. Sein Wirken blieb den tariflichen Nachbarn nicht verborgen und so wurde er gemahregelt. Auf der Schwabholzerwerft fand er wieder Arbeit. 1903 wählten die Kieler Kollegen Wilhelm Schneider zum Kassier. 27 Jahre hat er das Amt zur vollsten Zufriedenheit verwaltet. Der Verstorbenen war einer der schlichten, stillen Arbeiter, die wenig Aufsehen von ihrer Person machen und doch an allen Ecken und Enden uneigennützig und hilfsbereit zu greifen. Der Sozialdemokratischen Partei hat er große Dienste geleistet. Mit aufrichtiger Trauer stehen wir an der Bahre dieses trefflichen Kollegen, der sein ganzes Leben lang für die Sache der Arbeiter gelangt und gelitten hat. Die Kieler Kollegenschaft wird ihrem Wilhelm Schneider in gutem Andenken bewahren.

## Allgemeine Kranken- und Sterbefasse der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (D. a. G.) Hamburg, Rothenbaumchauffee 20.

Einnahmen und Ausgaben der Hauptkasse im Monat März 1930	
Krankentasse:	
Einnahmen	68448,28 .A
Ausgaben	47506,56 .
Mehreinnahmen	20941,67 .A
Kassenbestand am 1. März 1930	1891316,52 .
„ 31. März 1930	1412258,19 .A
Sterbefasse:	
Einnahmen	85158,43 .A
Ausgaben	27581,78 .
Mehreinnahmen	7574,65 .A
Kassenbestand am 1. März 1930	1466486,14 .
„ 31. März 1930	1475659,79 .A

Kollegen aller Berufel Schützt euch und eure Familie im Krankheitsfall vor Hunger und Not und tretet in die Metallarbeiterkranken- und Sterbefasse ein. Folgt nicht den Lockungen der Agenten der bürgerlichen Versicherungen, wo ihr nur zu zahlen aber nicht zu jagen habt. Bewahrt euch vor Schaden dadurch, daß ihr euch nur bei euren eigenen Unternehmungen versichert. Im Jahre 1920 hat Arbeiter gegrundet, heißt die Kasse heute über 1000 Betwollnagellen, die sich über das ganze Deutsche Reich erstrecken. Der Vorstand kann bei den örtlichen Verwaltungsstellen jederzeit erfragen oder man wende sich an die Hauptverwaltung: Allgemeine Kranken- und Sterbefasse der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (D. a. G.) Hamburg 13, Rothenbaumchauffee 20.  
Hamburg, im April 1930. Der Vorstand

# Wie stehts in Deutschbrasilien?

Von Hugo Thomas

Die Arbeitsverhältnisse und Anstellungsmöglichkeiten für eingewanderte Handwerker in den südamerikanischen A-B-C-Staaten (Argentinien, Brasilien, Chile) liegen gegenwärtig nicht so günstig, wie man im allgemeinen annimmt. Namentlich nicht in Brasilien, das eigentlich nur an der Küste von den Nachkommen der eingewanderten Europäer bevölkert ist. Allerdings ist in diesem landwirtschaftlichen Lande, das in seinem Ausmaße dem Europa nicht nachsteht, die Aussicht in anderer Weise wieder besser, als man dort mit wenigen Mitteln selbst etwas unternehmen kann. In Argentinien ist ein derartiges Vorhaben schon weit schwieriger, weil sich dort die Verhältnisse schon denen mancher europäischer Länder nähern und Kapitalbildungen kleine Unternehmungen nicht gern aufkommen lassen.

Deutschbrasilien bietet den deutschen Einwanderern immerhin den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß sie sich dort der deutschen Sprache bedienen können. Zu Deutschbrasilien rechnet man die beiden südlichsten brasilianischen Bundesstaaten Rio Grande do Sul und Santa Catharina. In Rio Grande do Sul, das bekanntlich südlich an den südamerikanischen selbständigen La Platastaat Uruguay grenzt und wo ein mäßiges Subtropenklima vorherrscht, findet man schon größere Städte, wie beispielsweise Porto Alegre, wo auch viele Reichsdeutsche und Deutschenabkömmlinge, sogenannte Deutschbrasilianer tätig sind. Andere Städte mit vielen Deutschen sind Rio Grande do Sul, Pelotas und Sao Leopoldo. Die meisten Deutschen und Deutschbrasilianer betreiben aber im Staate Rio Grande die Landwirtschaft. Hierfür sind die bekanntesten Distrikte Neu-Württemberg, Santa Cruz, Neu-Hamburg und Hamburger Berg.

Neuerdings ist der kleinere Staat Santa Catharina, in dem ausgesprochenes Subtropenklima vorherrscht (Kaffeeanbaugrenze), der Zielpunkt deutscher Auswanderer, sowohl für Landwirte als auch für Handwerker geworden. Dort besitzt die hamburgische hanseatische Kolonisationsgesellschaft ein großes Landgebiet, das größtenteils aus Urwald bestand und jetzt noch besteht. Diese Liegenschaft teilt sich in die Blumenauer Hansa mit dem Marktplatz Hammonia und den Orten Neu-Berlin, Neu-Stettin, Neu-Bremen, Neu-Breslau, Neu-Magdeburg, Luisental, Hertatal und Dona Emma, hauptsächlich am schäumenden Itajahyfluß gelegen und in die Joinvillenser Hansa mit dem Marktplatz Humboldt-Hansa und den Plätzen Pommerode und Annaburg, wo vorzugsweise die Pommernabkömmlinge wohnen. Ein anderer Ort ist Sao Bento, wo sich die Bayern und Deutschschweizer niederließen. Blumenau besitzt eine und Joinville zwei deutschsprachige Zeitungen und ein deutsches Sitzblatt.

Immerhin befinden sich in den Hauptorten Santa Catharinas eine Menge industrielle Anlagen, wo deutsche Werkmeister, Maschinenbauer, Schlosser, Schmiede, Maschinisten und selbst auch Former und Gießer beschäftigt sind. In der Hauptstadt Florianopolis beherrscht die in ganz Brasilien bekannte deutsche Großfirma Hoepke & Cia den Eisenhandel und die Fabrikation. Sie verfügt über eine eigene Küstenreederei. Selbst in dem kleineren Hafenort Itajahy befindet sich eine von Deutschen betriebene Eisengießerei und Häckselmaschinenfabrik. Auch in dem in Deutschland bekannten gewerbetreibigen Städtchen Blumenau am Itajahyfluß ist der großen Spinnerei eine Maschinenfabrik und Eisengießerei angegliedert. Den Itajahyfluß aufwärts, an der schon in der Vorkriegszeit von Orenstein & Koppel gebauten Eisenbahnstrecke Blumenau-Hansa, befindet sich in Indaval bei Warnow eine Maschinenfabrik und Eisengießerei und in Badenfurth bei Weißbach eine Brückenwagen-Bauanstalt.

Als Schwerpunkt der Industrie Santa Catharinas gilt Joinville, das ebenso wie Blumenau vor 80 Jahren von Pommern, Norwegern und deutschen politischen Flüchtlingsfamilien gegründet wurde und an der Eisenbahnlinie Sao Paulo und dem Südatlantik-Hafen Sao Francisco do Sul gelegen ist. Dort bestehen außer drei nennenswerten Maschinenfabriken und Eisengießereien, die zuweilen bis je 100 Leute beschäftigen, noch eine Zahl kleinere Maschinenbauanstalten und Schlossereien, die sogar eiserne Fluß- und Motorboote bauen. Gegenwärtig ist der Platz überindustriell, denn die Fabriken arbeiten augenblicklich mit gekürzter Arbeitszeit. Da gibt es von Deutschen geleitete Strumpfwebereien bis zu 500 Leuten, Band-, Sack- und

Deckenwebereien, Streichholzfabriken, große Dampftischleieren und Sägewerke, eine Spinnerei und neben kleinen Brauereien eine untergärtige Bierbrauerei. Alle größeren Fabriken besitzen eigene Reparaturwerkstätten.

Als Industrieplatz beginnt das benachbarte, ganz von Deutschen bewohnte Jaragua do Sul sich zu entwickeln. Desgleichen das deutsche Städtchen Brusque. Im Hinterlande gibt es Sägewerke mit Wasser-, Dampf- und elektrischer Kraft jeder Größe, denn Santa Catharina gehört zu dem größten Holzwinkel unseres Planeten. Die Wasserfälle des romantischen brasilianischen Küstengebirges liefern billige Elektrizität. Schließlich dürfen die großen Herva-Mattmühlen des Hinterlandes, die mit Elektrizität und Dampf betrieben werden, nicht unerwähnt bleiben. Ford besitzt an jedem annehmbaren Platz eine Vertretung und Autoreparaturanstalt. An der Grenze des benachbarten nördlichen Bundesstaates Parana, in Rio Negro (Schwarzfluß) besteht eine deutsche Maschinenfabrik und in der Hauptstadt Curitiba mit 100 000 Einwohnern, wo viele Deutsche und Polen wohnen, gibt es mehrere deutsche Maschinenfabriken, darunter die von Müller & Cia mit einer sehr umfangreichen Eisengießerei. Diese ortsälteste Fabrik beschäftigt aus Prinzip keine Deutschen, weil diese erfahrungsgemäß sich selbständig machen und fühlbare Konkurrenzen ins Leben rufen. Nur in dem von der brasilianischen Regierung bevorzugten Atlantikhafen Sao Francisco do Sul, in dem die Dampfer des Norddeutschen Lloyd, der Hapag und der Hamburg-Süd anlegen, kommt keine Industrie in Gang, weil dort nur Lusobrasilianer und Neger hausen.

Wenn nun ein deutscher Handwerker, ein Schlosser oder Maschinenbauer mit dem Gedanken umgeht, sich in Deutschbrasilien selbständig zu machen, das heißt eine kleine Schlosserwerkstatt oder Fahrrad- und Autoreparaturwerkstatt aufzumachen, so sei ihm geraten, nicht mittellos auszuwandern, denn ein ehrlicher Handwerker gelangt durch seine Hände Arbeit in Brasilien weniger zu Mitteln oder gar zur Wohlhabenheit als in Europa. Um keine Wettbewerber heranzuziehen, werden die Handwerker schlecht entlohnt und eben wegen dieser schlechten Entlohnung sucht sich ein deutscher Handwerker so schnell wie möglich, wenn auch in ganz kleiner Aufmachung, selbständig zu machen.

Bei der Fabrica Metallurgica in Joinville erhielt ein Eisendreher bei täglich 9<sup>3/4</sup> stündiger Arbeitszeit 9 Milreis = 4,50 deutsche Mark. Die Schlosser wurden noch schlechter, gewöhnlich mit 6 bis 8 Milreis abgefunden. Bei einer andern Maschinenfabrik, deren zwei Inhaber Sachsen waren, kam während der Inflation bei guter Konjunktur der Zusammensetzer der Häckselmaschinen in Akkord monatlich bis auf 500 Milreis. Viele Schlösser wandern, wenn sie etwas brasilianisch radebrechen gelernt, nach Sao Paulo, dem New-York Brasiliens oder nach der Hauptstadt Rio de Janeiro, wo die Löhne höher, aber auch der Lebensunterhalt mehr Mittel erfordert. Zu bemerken sei noch, daß in ganz Südamerika spanisch gesprochen wird mit Ausnahme Brasiliens, wo als ehemalige portugiesische Kolonie die portugiesische Sprache vorherrscht.

Mancher tüchtige, wenn auch nicht wohlhabende Deutsche findet in Deutschbrasilien Gelegenheit, sich in irgendeinen Betrieb einzueheiraten, denn die deutschbrasilianischen Mädchen heiraten gern einen Reichsdeutschen, weil er über gute Gesichtsfarbe, Muskulatur und Kenntnisse verfügt und weil außerdem gewöhnlich Aussicht zu einer Deutschlandreise anlässlich eines Besuches der Schwiegereltern besteht. Mancher deutsche Metallarbeiter versucht als Deutschbrasilianer nach Nordamerika auszuwandern, weil dort für Brasilianer keine Einwanderungsbeschränkung besteht. Auch die schwedischen Dampfer, die südamerikanische Küstenfahrt betreiben, stellen gern deutsches Maschinenpersonal ein. Auf diese Weise gelangt so mancher kostenlos nach Montevideo oder Buenos Aires. Viele gehen auch als Betriebsleiter oder Maschinisten in Sägemühlen und Kistenfabriken, andere übernehmen vorübergehend oder für immer die Funktion eines Lehrers in den Schulen kleinerer deutscher Gemeinden. Jetzt findet man deutsche Schlosser und Maschinenbauer überall in Brasilien, selbst im kleinsten Ort des Amazonasstromes aufwärts, wohin sich ein Motorboot oder Auto verirrt.

## Völkerbund und Esperanto

Von Professor A. Grotjahn

Es entbehrt nicht einer gewissen Tragik, wenn jemand, wie der Verfasser dieser Zeilen, erst in einem Alter sich für die internationale Hilfssprache Esperanto begeistert, in dem unerläßliche andere Pflichten bei gleichzeitigem Nachlassen der Kräfte ihm verbieten, diese Begeisterung sich durch lebhaftere Beteiligung an der Esperanto-Bewegung auswirken zu lassen. Aber vielleicht ist es nicht überflüssig, wenn er erzählt, bei welcher Gelegenheit sich die Notwendigkeit einer internationalen Hilfssprache geradezu unabwendbar aufgedrungen hat. Sie bot sich ihm in Genf, wo er im vergangenen Jahr fünf anlässlich gelegentlicher Betätigung in der Hygienesektion des Völkerbundes nicht nur deren Sitzungen bewohnte, sondern als unbeteiligter, aber lebhaft beteiligter Beobachter auch bei Sitzungen des Völkerbundsrates und der Völkerbundsversammlung anwesend sein durfte.

Die unendlichen Schwierigkeiten und Verschleppungen, die aus der Verschiedenheit der Sprachen entstehen, springen sofort in die Augen. Sie gehen so weit, daß man den bestimmten Eindruck erhält, daß in den offiziellen Sitzungen eine eigentliche Verhandlung und Beratung gar nicht möglich ist, sondern jene nur dazu dienen, vorher sorgfältig ausgearbeitete, in der Regel bereits vervielfältigte und verteilte Vorträge und Entschlüsse zu verlesen und anzunehmen. Es wäre ein unmittelbarer Meinungsaustausch in freier Aussprache möglich, wenn man sich allgemein in einer Sprache, etwa der Diplomatsprache, des Französischen bediente. Das ist aber nicht der Fall. Denn

neben dem Französischen ist das Englische die offizielle Völkerbundssprache. Außerdem sind die anderen Sprachen zugelassen, so daß schon aus begrifflicher Rücksicht auf das nationale Ansehen die Vertreter anderer verbreiteter Sprachen, also die Deutschen, Spanier und Italiener, die Reden in ihrer Sprache vortragen und sie dann ins Französische oder Englische übersetzen lassen. Auf diese Weise unterbrechen die Dolmetscher fortwährend den Lauf der Aussprache, wenn man den Vorgang eines vorher offenbar vereinbarten Sitzungsablaufs überhaupt als Aussprache bezeichnen kann. Die Dolmetscher kürzen nicht selten ab und färben auch unwillkürlich, zwar nicht die vorher schriftlich fixierten Berichte, aber doch die mündlichen Ergänzungen in den Sitzungen namentlich jener Sektionen, die sich mit Spezialfragen befassen.

Man kann nicht sagen, daß der Völkerbund dem Esperanto an und für sich abgeneigt wäre. Vielmehr hat er ihm auf Anregung des Zentralbüros der Universala Esperanto-Asocio in Genf und seines rührigen Vertreters Dr. Privat schon in seinen Anfängen seine Aufmerksamkeit zugewandt. Er hat sich im Jahre 1922 für Esperanto in umfangreichen Gutachten ausgesprochen, seine Einführung in den Schulunterricht der dem Völkerbund angeschlossenen Länder empfohlen und dazu beigetragen, daß Esperanto als offene Sprache im internationalen telegraphischen Verkehr zugelassen worden ist. Aber die Hauptsache steht noch aus, nämlich der Gebrauch dieser internationalen Hilfssprache

im Völkerbundshaus selbst, in den Verhandlungsberichten und in den Beschlusdokumenten. Lediglich das dem Völkerbund angeschlossene Internationale Arbeitsamt pflegt dankenswerterweise allmonatlich ein „Bulteno“ in Esperanto herauszugeben. Warum folgt der Völkerbund nicht diesem guten Beispiel? Warum führt er nicht das Esperanto in seinen Geschäftsbetrieb ein, in dem es doch so großen Segen zu stiften vermöchte?

Man gewinnt den Eindruck, daß es auch hier der Dunkel der Polyglotten ist, der hindert, endlich diesen naheliegenden Schritt zu tun. Die Polyglotten, das sind Leute, die mehrere lebende Sprachen beherrschen oder auch nur zu beherrschen sich einreden, bilden einen Typ, der natürlich sowohl unter den ständigen Beamten des Völkerbundes als auch unter den zu den Tagungen strömenden Vertretern Sachverständigen und Journalisten den Ton an gibt. Sie haben wenig Verständnis für eine internationale Hilfssprache, obgleich gerade das Durcheinanderreden verschiedener Zungen, selbst wenn diese nicht nur, wie so häufig, gestümpert, sondern wirklich gut gesprochen werden, die Unmöglichkeit beweist, einen wirklichen Redekampf oder auch nur eine allgemeine Unterhaltung in einem Kreise, der sich aus Personen der verschiedensten Nationen zusammensetzt, fruchtbar zu gestalten.

Die ohne die Hilfe einer internationalen Hilfssprache unüberwindlichen Hindernisse offenbaren sich dem Schreiber dieser Zeilen auch auf mehreren Besichtigungsreisen, die er auf Einladung der Hygienesektion des Völkerbundes im Auslande mitzumachen Gelegenheit hatte. Sie haben die Form von einem oder mehreren Monate dauernden Gesellschaftsreisen, zu denen 20 bis 30 Hygieniker aus den verschiedensten Ländern vereinigt werden. Aber schon am Frühstückstisch der ersten Reisetage pflegen sich die Teilnehmer in eine englische, französische und deutsche Sprachgruppe zu sondern. Und wieviel fruchtbarer würde der Meinungsaustausch für alle sein, wenn sie sich des Esperanto zu bedienen verstanden, zumal sie in erster Linie fachmännisch und nicht polyglott vorgebildet sind.

Immerhin macht man gerade auf solchen Reisen eine Beobachtung, die in diesem Zusammenhang Beachtung verdient: Die national bedingten Unterschiede unter den Vertretern der einzelnen Nationen geben sich zwar zu erkennen, sind aber nicht besonders groß, während die Kluft, welche die Unmöglichkeit der sprachlichen Verständigung setzt, unermesslich ist. Mit jenen könnten wir uns daher leicht abfinden, auch wenn sie als unveränderlich hingenommen werden müssen, mit dieser dagegen brauchen wir uns nicht abzufinden, weil sie durch eine allgemeine Verbreitung der internationalen Hilfssprache leicht zu beseitigen wäre. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es um Völkerverständigung und Völkerfrieden erheblich besser als heute stünde, wenn jeder der Tausende von Personen, die als Beamte, Delegierte und Zeitungsberichterstatler mit dem Völkerbund zu tun haben, ein Jahr lang täglich nur zehn Minuten lang Esperanto triebe oder im Weigerungsfalle die wenigen Wochen bei Wasser und Brot eingesperrt würde, welche dazu gehören, diese unentbehrliche internationale Hilfssprache zu beherrschen.

### Regelung der Familienzulagen in Belgien

Das System der Familienzulagen ist in Belgien stark verbreitet. Zahlreiche Unternehmen sind sogenannten Ausgleichskassen beigetreten, denen sie Beiträge je nach der Zahl der von ihnen beschäftigten Arbeitskräfte abführen. Die Ausgleichskassen verteilen Familienzulagen je nach Höhe der Kinderzahl der Arbeitnehmer. Das System der Ausgleichskassen für Familienzulagen ist deshalb zweckmäßig, damit der Unternehmer kein Bedenken gegen die Beschäftigung von kinderreichen Arbeitern habe. Auf Grund eines Gesetzes von 1928 konnten die Ausgleichskassen vom Staat anerkannt werden. Ein neuer Gesetzentwurf will jetzt die Einrichtung der Ausgleichskassen auf breiter Grundlage ausbauen.

Neben den bestehenden Ausgleichskassen, die erneut ihre Anerkennung beantragen müssen, werden für die Hafenplätze besondere Kassen, für diejenigen Arbeitgeber, die am Tage der Inkraftsetzung des Gesetzes keiner anerkannten Ausgleichskasse angeschlossen waren, eine Hilfskasse errichtet. Außerdem soll eine Nationale Ausgleichskasse geschaffen werden mit dem Zweck, die einzelnen Ausgleichskassen, besondere Kassen und Hilfskassen zusammenzufassen, um unter diesen den Spitzenausgleich vorzunehmen, das heißt Ausgleichskassen, die nicht in der Lage sind, die gesetzlich vorgeschriebenen Mindestzulagen aus ihren Beitragseinnahmen zu verteilen, aus den Überschüssen der anderen Kassen Zuschüsse zu geben. Es werden für Kinder unter 14 Jahren monatlich gezahlt: für das erste Kind 15 belgische Franken, für das zweite 20, für das dritte 40, für das vierte 60, für das fünfte 80, vom sechsten Kinde ab 100 belgische Franken. Der Staat gewährt den nationalen Kassen eine jährliche Beihilfe von 30 Millionen Franken zur Unterstützung der Ausgleichskassen und für die Bestreitung der Zulagen für das dritte und die folgenden Kinder. Der vom Arbeitgeber an seine Kasse abzuführende Beitrag beträgt für jeden männlichen Arbeiter 0,60, für Frauen 0,40 Fr. für den tatsächlich geleisteten Arbeitstag. Bei unfreiwilliger Arbeitslosigkeit wird die Familienzulage ausgezahlt. Das Gesetz soll nicht vor dem 1. Juli 1931 und nicht nach dem 1. Juli 1932 in Kraft treten.

### Der Geburtenstreik

Unter dieser Überschrift veröffentlicht Ernst Kahn in der Frankfurter Zeitung sehr bemerkenswerte Ergebnisse über die künftig zu erwartende Bevölkerungsentwicklung. Hierbei ist von der Zahl der im Jahr fallenden Geburtenzahl auszugehen, so daß heute bereits dem Kinderreichtum des 19. Jahrhunderts die Kinderarmut unserer Zeit gegenüberzustellen ist: Entfielen 1901 noch durchschnittlich 4,4 Kinder auf jede Familie, so 1926 nur noch 2,5, 1928 2,02 und 1929 1,93 oder, da die Erscheinungen in den Großstädten sich bereits stärker durchgesetzt haben, in Berlin 1929 nur noch 0,90. Da aber ein Drittel der Bevölkerung unverheiratet stirbt, so müßten die, die heiraten, durchschnittlich drei Kinder erzeugen, nur damit die Bevölkerung sich in ihrem Bestand erhält. Bei dieser Entwicklung der Geburtenzahlen ist die Richtung des Weges deutlich: Von einer Zeit aktiver Bevölkerungsbilanz (Geburtenüberschüsse) geht der Weg in rapidem Tempo zu einer Zeit der Passivität der Bevölkerungsbilanz (Überwiegen der Sterbefälle über die Geburten), so daß künftig mit abnehmenden Bevölkerungszahlen zu rechnen ist. Für Deutschland bedeutet das, die gegenwärtigen Verhältnisse auch für die Zukunft angenommen, daß bis 1935 die Bevölkerungszahl noch steigen wird, zu diesem Zeitpunkt ihre Höchstzahl erreicht, um dann fünf Jahre lang bis 1940 auf diesem Stand zu verharren. Von 1940 an beginnt dann der Bevölkerungsrückgang, so daß 1975 beispielsweise wir nur noch mit einer deutschen Bevölkerung von 46 Millionen rechnen könnten. Diese rückläufige Geburtenbewegung ist nun keineswegs nur eine deutsche, sondern eine internationale Erscheinung, die sogar besonders stark die bislang außerordentlich geburtenreichen östlichen Länder Europas umfaßt. Betrug hier die durchschnittliche Kinderzahl je Familie vor dem Krieg (Rußland, Polen) 5,4, so nach dem Krieg nur 3,6. Dieser Rückgang ist aber auch in den nördlichen Ländern, auf dem Balkan und in Italien festzustellen, am wenigsten vorläufig noch in Spanien, das gegenwärtig mit durchschnittlich vier Kindern je Familie das kinderreichste Land Europas ist. In den Vereinigten Staaten haben wir dagegen dieselbe Erscheinung des Geburtenrückgangs. 1928 liegt die amerikanische Geburtenzahl sogar ein wenig unter der deutschen und dürfte seitdem die gleiche Entwicklung erfahren haben.

